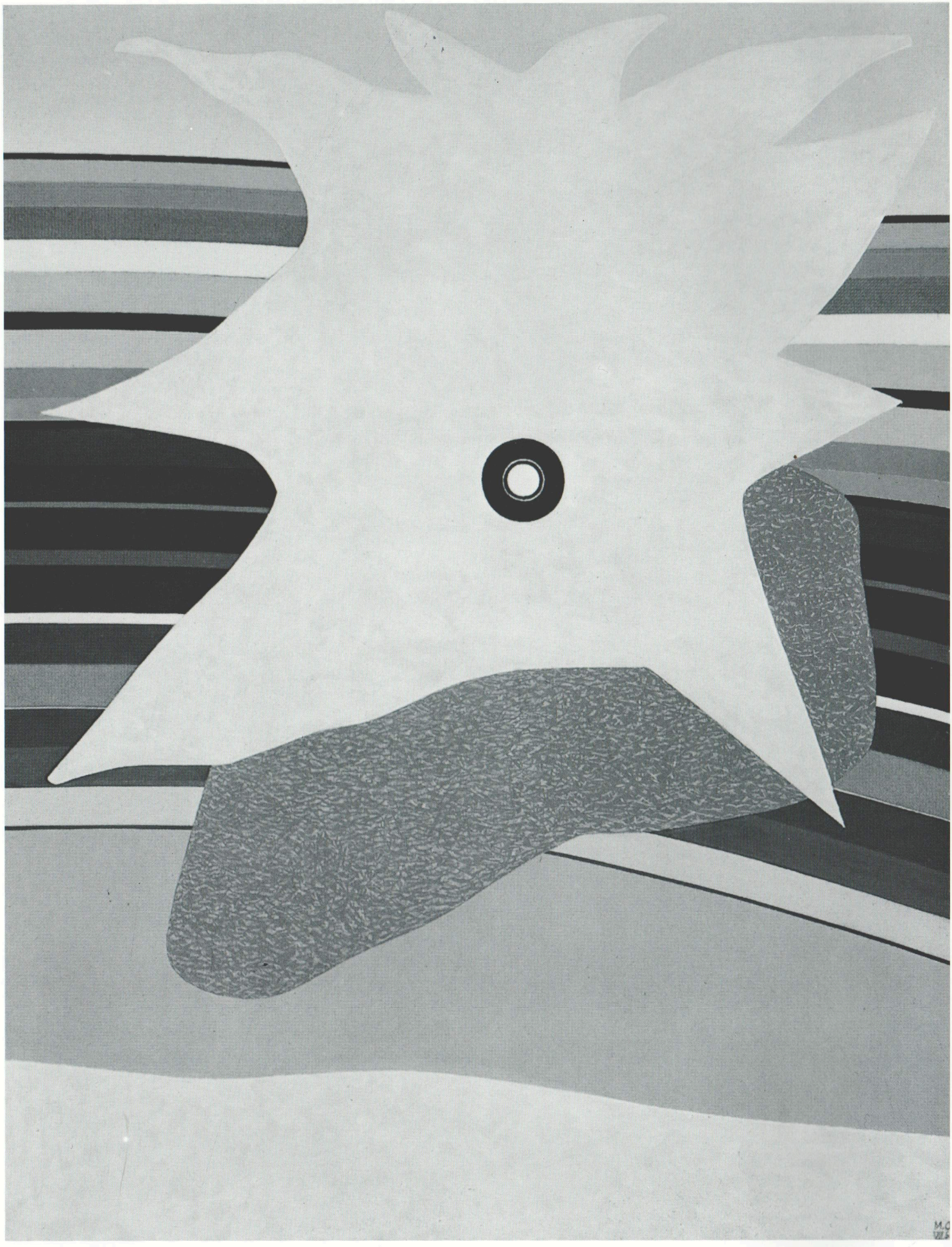
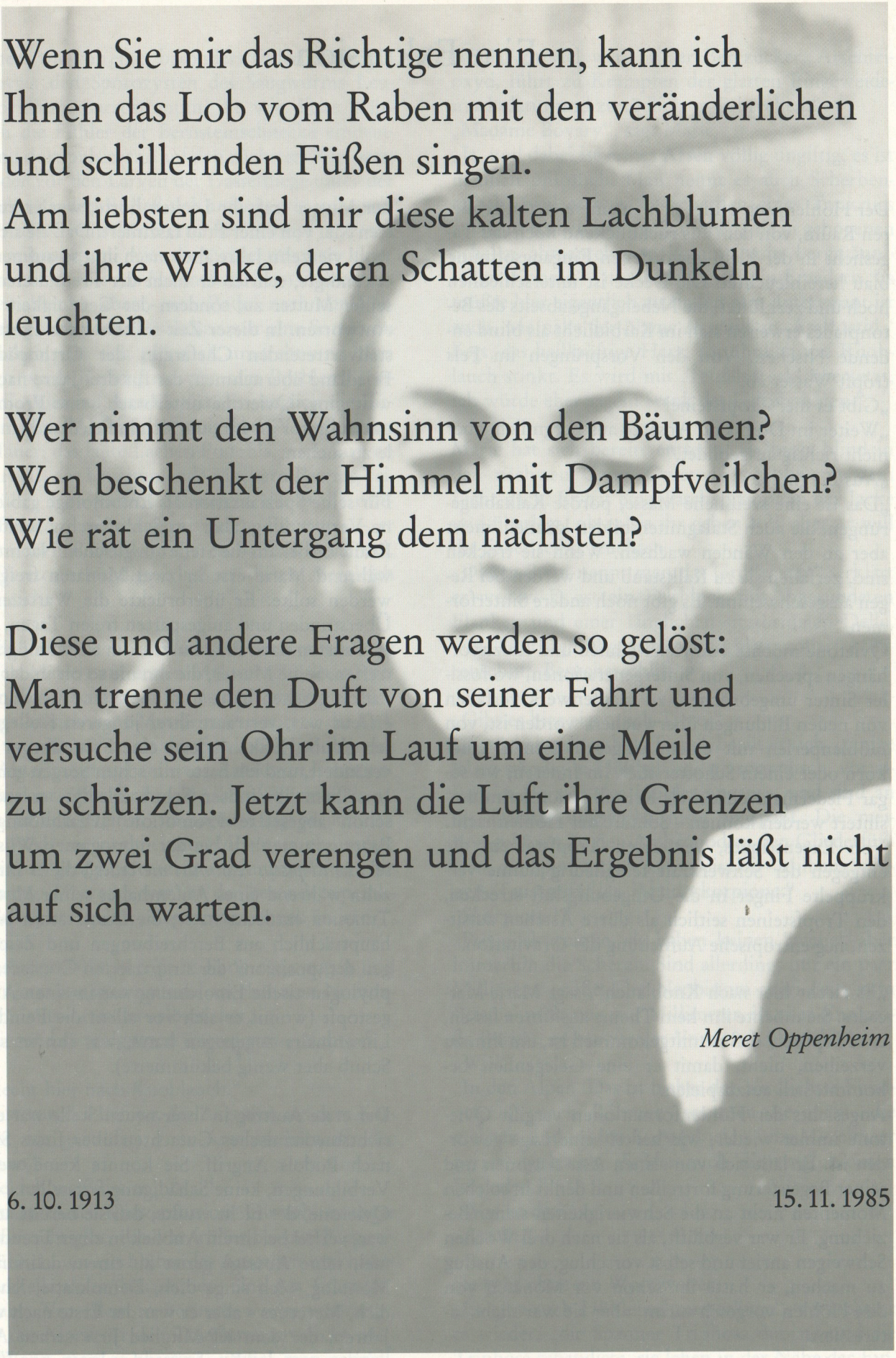
DIE SCHWARZE BOTIN

29

Dezember 1985
Januar, Februar 1986

Berlin · Paris · Wien





Wenn Sie mir das Richtige nennen, kann ich
Ihnen das Lob vom Raben mit den veränderlichen
und schillernden Füßen singen.
Am liebsten sind mir diese kalten Lachblumen
und ihre Winke, deren Schatten im Dunkeln
leuchten.

Wer nimmt den Wahnsinn von den Bäumen?
Wen beschenkt der Himmel mit Dampfveilchen?
Wie rät ein Untergang dem nächsten?

Diese und andere Fragen werden so gelöst:
Man trenne den Duft von seiner Fahrt und
versuche sein Ohr im Lauf um eine Meile
zu schürzen. Jetzt kann die Luft ihre Grenzen
um zwei Grad verengen und das Ergebnis läßt nicht
auf sich warten.

Meret Oppenheim

6. 10. 1913 — 15. 11. 1985

Eine Exkursion

Der Höhlengang öffnet sich zu einem ersten größeren Raum, von dem aus rückblickend noch das Tageslicht in der klein gewordenen Eingangsöffnung blau hereinleuchtet. Die Decke ist unterschiedlich hoch und zerklüftet, die Nebengänge abseits des Betonpfades erweisen sich im Karbidlicht als blind endende Nischen. Von den Vorsprüngen im Fels tropft Wasser ab.
„Gibt es hier Tropfsteine?"
„Weiter im Dom sind Ansätze aus Bergmilch, aber nicht richtig ausgebildet."
„Aus Bergmilch?"
„Das ist eine weißliche Masse, poröse Kalkablagerungen, die auch Stalagmiten bilden können, meist aber an den Wänden wachsen. Wenn sie trocken sind, zerfallen sie zu Kalkstaub und werden bei Regen ausgeschwemmt. Es gibt noch andere Sinterformen."
Qvietone möchte von Kalzitfahnen und Kalzitvorhängen sprechen, von Sintergenerationen, wo fossiler Sinter umgebrochen, zu Haufenwerk verfallen von neuen Bildungen überwuchert worden ist, von Höhlenperlen mit einem eingeschlossenen Sandkorn oder einem Schotterstück im Inneren, wo sogar Fledermausschädel als Kristallisationskeim umsintert werden können – Solitäre der Höhlennacht. Von Excentriques, verzerrten Tropfsteinen, die entgegen der Schwerkraft feingliedrig dünne verkrüppelte Finger in die Umgebungsluft strecken, den Tropfsteinen seitlich als dürre Ästchen aufsitzen, neg-entropische Aufhebung der Gravitation.

„Es riecht hier nach Knoblauch", sagt Marie-Mercedes. Sie möchte ihn kein Thema ausführen lassen, er soll spüren, daß sie mitgekommen ist, um ihm zu verzeihen, nicht, damit er eine Gelegenheit bekommt, sich aufzuspielen.
Angesichts der Höhlenformationen vergißt Qvietone immer wieder, wie heikel seine Lage geworden ist. Er läßt sich von seinen Assoziationen und seiner Begeisterung fortreißen und denkt in solchen Momenten nicht an die Schwierigkeiten seiner Beziehung. Er war verblüfft, als sie nach drei Wochen Schweigen anrief und selbst vorschlug, den Ausflug zu machen, er hatte ihr schon vor Monaten von den Höhlen vorgeschwärmt, aber sie war nicht interessiert.

Als er sie beim Sektfrühstück in der Ordination seiner Mutter traf, ihr Lachen hörte, war er zum ersten Mal von einer Frau fasziniert. Daß sie sich, obwohl vierzehn Jahre älter, nach ihm so aufmerksam erkundigte, schrieb er nicht der Freundschaft mit seiner Mutter zu, sondern der Genauigkeit seiner Antworten. In dieser Zeit sollte sie den Posten des stellvertretenden Chefarztes der Orthopädie in Friedland übernehmen, der für drei Jahre nach Kuwait ging. Qvietone unterbrach seine Promotion und fuhr vor ihr hin, um sich in Friedland eine Stelle zu suchen.

Für seine Spezialisation als Entomologe gab es keine Verwendung, aber im Schloßarchiv fehlte eine Kraft. Er bekam die Stelle am gleichen Nachmittag, während Marie erst in zwei Monaten freigestellt werden sollte. Er überbrückte die Wartezeit mit Überstunden und aufgesparten freien Tagen, die er zu Fahrten nach Prag nutzte, um sie womöglich zu treffen. Seine Mutter, die ihn nie so oft in der Ordination gesehen hatte und über seine Verwandlung erfreut war, vertraute ihrer jüngeren Kollegin an: Ich glaube, Erik hat jetzt eine Freundin, er ist so verändert, und ich hatte mir schon Sorgen gemacht.
In seinem libidinösen Schub erledigte er auch die schon abgesetzte Promotion: „Paarbildung und Paarzusammenhalt bei der monogamen Wüstenassel *Hemilepistus reaumuri mercedes*", die er mit siebzehn während eines Aufenthaltes seiner Mutter in Tunesien entdeckt hatte; die Dissertation bestand hauptsächlich aus Beschreibungen und Zeichnungen der ‚posizioni' der strapazierten Crustaceae, die phylogenetische Einordnung war in einen Anhang gestopft (womit er sich vor allem die Feindschaft Linsenmairs zugezogen hatte, was ihn in seinem Schub aber wenig bekümmerte).

Der erste Auftrag in ihrer neuen Stelle war ein gerichtsmedizinisches Gutachten über Jirses Stumpf nach Podols Angriff. Sie konnte keine weiteren Verbildungen, keine Schädigung feststellen.
Qvietone, der nicht wußte, daß sie bereits am Ort war, verfiel bei ihrem Anblick in einen Freudentaumel, seine Aussage geriet zu einem delirierenden Monolog – ich singe dich, Demokratie, ich singe dich, Mercedes – aber er war der Erste nach vierzig Jahren, der dem KP-Mitglied Jirse seinen Antisemitismus an den Kopf geworfen hatte.
Er hatte vor dem alten Nazi nie Angst gehabt, nur

Abscheu, wie vor einer besonders widerlichen Spezies, etwa den Sporozysten des Saugwurms Leucochloridium macrostomum, die wie dicke Würmer in die Fühler der Bernsteinschnecke eindringen und dort pulsierend auf den nächsten Wirt warten, oder vor den Larven der Dasselfliege unter der Haut der Rinder. Er ließ sich anfangs wie jeder von der Prothese einschüchtern, der Stumpf war ein Faszinationsorgan, wie die Schwanzspitze einer Kobra, mit der sie das Kaninchen vorm Zustoß des Kopfes ablenkt, aber – wie Podol nach der Verhandlung bemerkte – Qvietone war jene Sorte von Kaninchen, das sich plötzlich umdreht und zum Mungo wird. Nicht Jirse war sein Problem, sondern die Vier auf dem Gerüst. Er verglich die Biederkeit seines Archivierens mit ihren Vorstößen an der Mauer; das laute Lachen Podohls, seine Lust an der Arbeit, das beistimmende Meckern Pateras, seine Mühe, dazu Ortens Schweigen durch die offenen Fenster, seine unerwarteten Eingriffe – er konnte auch Podol korrigieren, wußte wohl viel. Als Qvietone kündigte, ließ er diesen Vergleich hinter sich.

Bei der überraschenden Wendung der Verhandlung sah sich Marie zum ersten Mal auch Qvietone genau an. Bis dahin war er für sie ein verwöhnter Junge, um den sich seine Mutter zu viel sorgte; die Kollegin war ihr näher als der Sohn. Sie lud ihn ein, zum Abteilungsfest bei ihrem Antritt zu kommen, er kam dann öfter. Er brachte ihr auch seine Dissertation in den Dienst, sie sagte: „Leg es auf den Tisch." Als sie nach einem Monat noch immer nichts dazu gesagt hatte, zeigte er ihr schüchtern die Widmung. Mercedes war ihr der besonders peinliche Teil des Namens. „Kann man es noch ändern?", fragte sie.
„Der Artname ist bereits in Paris eingetragen und gehört jetzt zur international anerkannten Nomenklatur", antwortete er selbstsicher.
Mit vierundzwanzig etwas überspannt – dachte sie.

„Es riecht hier nach Knoblauch."
„Das ist von der Lampe, das Acetylen aus dem Karbid ist nie ganz frei vom Arsenwasserstoff, der riecht so."
„Soviel ich weiß, ist er giftig."
„Nicht in dieser Konzentration. Obwohl es sogar Arseniksucht gibt, das war früher bei den Bergsteigern üblich, um ein blühendes Aussehen und höhere Muskelkraft zu bekommen, eine Art Fremdenwerbung. Vor allem in Böhmen war es verbreitet, bevor die Alpen für den Tourismus entdeckt wurden. Wenn man es absetzte, verfiel man schnell. Und die Dosis mußte gesteigert werden, bis es dann einmal zu viel war. Dieser Bergzucker, Arsentrioxyd, führt zu Krämpfen der glatten Eingeweidemuskulatur und zu tödlichem Erbrechen."
„Madame Bovary", sagt Marie.
„Ja, und dabei ist reines Arsen völlig ungiftig, es ist nämlich unlöslich. Man nennt es auch Scherbenkobalt, weil es wie die Scherben eines Tonkrugs aussieht, rötlich braune Klumpen, die in gebogenen Schalen abmanteln, es kommt vom bergmännischen ‚Kobold' – unnützes Gestein in Erzadern. Es müßte hier eigentlich zu finden sein. Interessant ist auch, wie nahe der Name Arsenik an ‚Asa foetida' liegt, das heilkräftige Harz, das ähnlich wie Knoblauch stinkt. Es wird mit ‚Teufelsdreck' übersetzt, ich würde eher sagen: Stank des Ungeborenen."

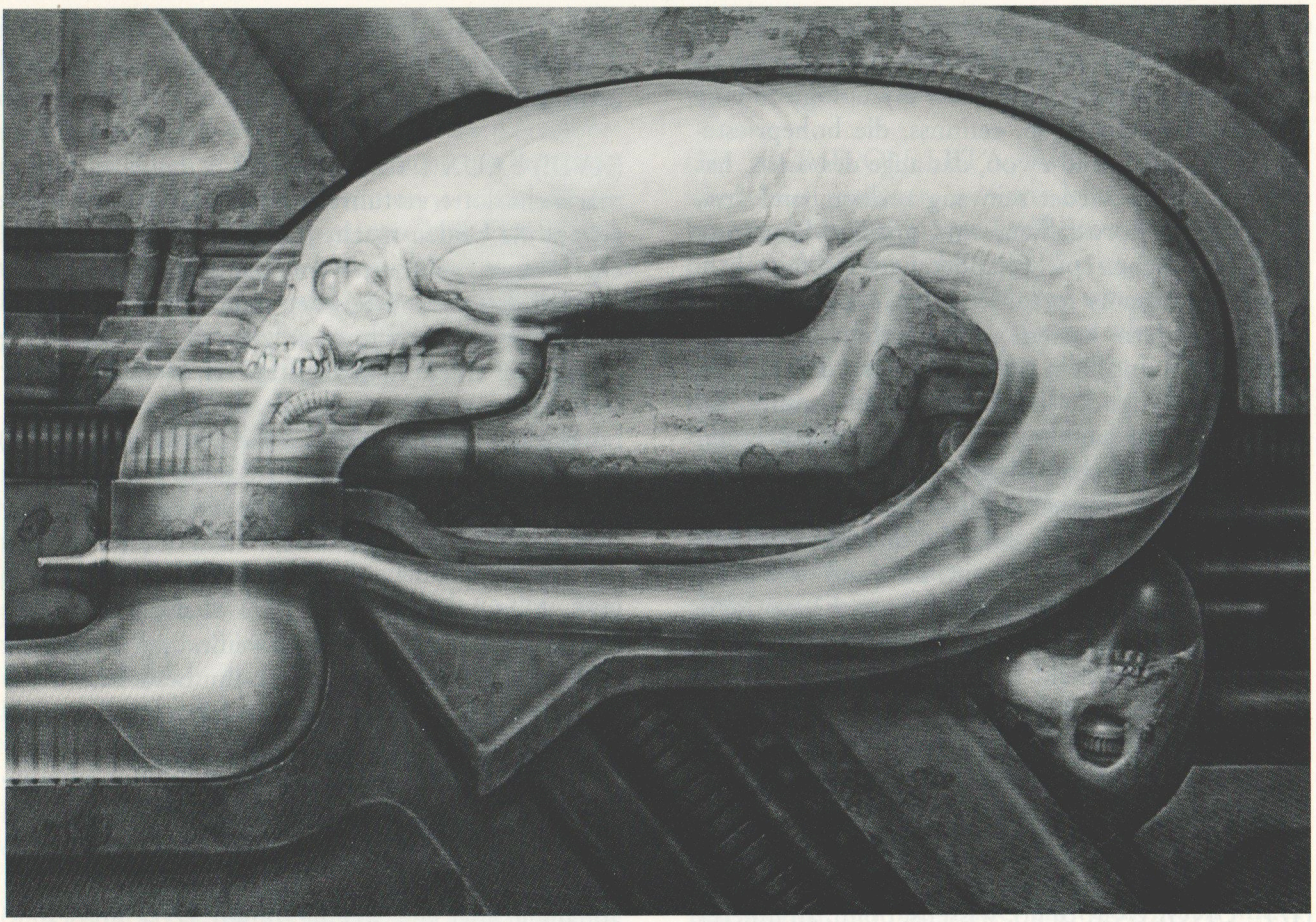
Marie hat sich bereits entfernt, sie biegt blind in den nächsten Gang, Qvietone eilt ihr mit dem Licht nach. Er hat eine Taschenlampe in der Jacke und überlegt, ob er sie ihr geben soll, aber er will ihr lieber selbst leuchten.
„Diesen Stein nennt man das Große Sofa", erklärt er weiter. Es ist ein Felsblock mit abgerundeten Flanken und einer länglichen sitzförmigen Delle, von Touristen abgegriffen und glatt poliert – Bärenschliff, Besucherschliff.

„Gibt es hier eigentlich Tiere?"
„Natürlich gibt es hier Tiere", beeilt er sich, „einige leben ständig in Höhlen, andere sporadisch, vor allem im Bereich des Höhleneingangs, und sind an die Dämmerungsverhältnisse angepaßt. Die meisten gehören zu den Arthropoden, den Gliederfüßlern, die Spinnentiere zum Beispiel – Milben, Spinnen, Tausendfüßler, Pseudoskorpione."
„Skorpione?"
„Pseudoskorpione, sie haben keinen Stachel, aber immerhin die Scheren. Sind allerdings nur ein paar Millimeter große. Der Neobisium aueri *Beier* zum Beispiel mißt nur vier Millimeter, ist aber eine große Rarität, er hat aus der Voreiszeit überlebt."
„Wo?"
„In den Alpen. Das ist bisher der nördlichste Fundort, bis nach Böhmen kommen sie nicht, die meisten sind in den Karstgebieten ums Mittelmeer herum verbreitet. Leider auch die troglobionten Isopoden."
„Was ist das?"
„Asseln."

Sie geht ohne ein Wort weiter.
„Es gibt auch Höhlenschmetterlinge", versucht er es wieder, „die Spanner Triphosa dubiata und die Triphosa sabaudiata, sie leben in der Nähe der Eingänge. Und eine Höhlenheuschrecke in Südöster-

reich, aus der Gattung Troglophilus, sie gilt als ein Relikt aus einer früheren Warmzeit."
Marie, die es sich bis jetzt gefallen ließ, wird mißtrauisch.
„Gattung Troglophilus? Das bedeutet doch lediglich höhlenliebend. warum wird es so speziell gerade bei einer Heuschrecke angewandt?"
y„Das ist nicht so selten. Bei den Planipennia, den Netzflüglern, gibt es analog dazu die Ordnung ‚Hafte', auch ‚Netzflügler im engeren Sinn' - allerdings keine Höhlenbewohner. Dabei handelt es sich bei der Benennung um die allgemeinste systematische Endung, die lediglich auf das Vorhandensein von Merkmalen hinweist, keines aber genauer bezeichnet. Allein unter den Familien, die in diese Ordnung gehören, gibt es ‚Bachhafte', ‚Fanghafte', ‚Staubhafte', ‚Landhafte' - aber auch ‚Florfliegen' und ‚Blattlauslöwen' - man kann also aus der Menge der Familienbezeichnungen nicht auf den Oberbegriff schließen, zumal gleich die nebenstehende Ordnung ‚Mecoptera', also gleichgewichtig zu dem Begriff ‚Hafte', auch ‚Schnabelhafte' heißt."
„Die Systematiker sind also inkonsequent", schließt Marie, „entweder arbeiten sie schludrig oder ihr Sprachvermögen ist sehr begrenzt."
„Natürlich. Böse Absichten würde ich ihnen nicht unterstellen, guck dir mich an. Ich bin ein harmloser Junge, nur wenn mich jemand ärgert oder unterschätzt, werde ich fleißig, sonst bin ich gefügig und anhänglich, auch wenn du mich für ein Muttersöhnchen hältst. Abgesehen davon, daß auch diese Bezeichnung auf ein sprachliches Manko hinweist, und sei es aus Mangel an Vergleichsmöglichkeiten - aber so weit wollte ich nicht gehen. Vielleicht ist es lediglich eine grundlegende Unlust, dich mit mir überhaupt zu befassen - das wäre für mich allerdings niederschmetternd. Ich möchte es deshalb auf eine gewisse dauerhafte Müdigkeit und allgemeine Gereiztheit bei dir zurückführen, die eher mit dem Gesamtklima der Provinz zu tun hat als mit mir im Besonderen - zumindest hoffe ich - auch wenn ich dir wünschte, Friedland wäre der abwechslungsreichste und motiviereendste Ort auf der Welt, wie es für mich diese Höhle ist, wenn du da bist. Aber zu deiner Kritik: Die Systematiker haben tatsächlich nur sehr unzureichende Sprachmittel zur Verfügung, um neue Begriffe, Benennungen neuer Arten oder Ordnungen zu bilden. Die Beziehung ‚Hafte' ist offensichtlich ein später Terminus, eine Verlegenheitslösung, mit der ein Zusammenhang innerhalb eines bereits festgelegten Systems nachträglich bezeichnet wird, die gleiche sprachliche Ratlosigkeit wie bei der früheren Teilung des Periodensystems in ‚Metalle' und ‚Metalloide', wobei mit den ‚Metalloiden' die ‚Nichtmetalle' gemeint waren; - auch eine Sparmaßnahme: mehr Termini bedeuten, daß ein System an Rückbezügen ärmer wird und an erforderlichen Gedächtnisleistungen anspruchsvoller. Im Fall der ‚Hafte' beißt sich allerdings die Schlange in den Schwanz." Sie sieht ihn schweigend an.
„Was übrigens interessant ist, wie sich die Tiere an das Leben in der Höhle angepaßt haben", setzt er fort. „Der Verlust der Pigmentierung zum Beispiel, oder die Rückbildung der Augen, die Verflachung des Körpers und die Verlängerung der Fühler und der Tastorgane - nicht bei allen Arten, aber bei vielen."
Sie hat schon zu lange zugehört.
„Es ist mir nicht ganz unbekannt, vergleichende Anatomie hatten wir im vierten Semester", sagt sie gereizt, „ebenso vertraut ist mir die Wirkung von Arsenik, und allgemeine Betrachtungen über die sprachliche Insuffizienz von Systemen und Systematikern können wir auch draußen führen."
„Entschuldige", sagt Qvietone schnell. Er ist trotzdem sicher, daß sie vergleichende Entomologie nicht hatte.
„Ich fragte eigentlich nach höheren Tieren", sie wundert sich selbst über ihren Langmut.
„Meinst du Wirbeltiere? Es gibt stygobionte Fische, die in unterirdischen Gewässern leben - von ‚Styx', und den Grottenolm in Jugoslawien, der bereits im larvalen Stadium..."
„Ja, und das Axolotl in Mexiko auch", bis zur Neotenie will sie ihn nicht kommen lassen. „Ich dachte eher an Säugetiere."
„Fledermäuse, das Graue Langohr, Plecotus austriacus ist in Mitteleuropa verbreitet, auch die Kleine Hufeisennase."
„Größere Tiere!"
„Gelegentlich ein Fuchs oder ein Dachs, Kleinnager, aber nicht als ständige Bewohner, dazu haben sie ihre Baue."
„Sonst nichts?"
„Dich hätte wahrscheinlich der Höhlenbär erfreut, der pleistozäne Ursus spelaeus war wirklich groß. Hier würde er kaum hineinpassen."
Sie sieht sich um. „Was würdest du tun, wenn er plötzlich hereinkäme?"
„Ich glaube nicht, daß ich da eine Handlungsfreiheit hätte, das würde ich ihm schon überlassen müssen. Vielleicht behielt er uns zwecks Unterhaltung, Bären sind sehr verspielt. Frauen sind biologisch wertvoller."

Libuše Moníková



GOTT & TOT

(fortgesetzt finzenberger: poldi sucht eine freundin)

BISHER: das metamorf doctor poldi finzenberger hat zuviel schwarzes schlagobers gegessen & sich zuletzt dem scheitern der ästhetischen illusion hingegeben.

(14) EIN GUTER VORSATZ & auf der mauer: auf der mauer: sitzt a fette wanzn: schauts nur: schauts nur an: wie die wanzn tanzn kann: auf der mauer: auf der mauer... poldi sinkt aufs weiße polsterl zurück... zurück... fly on the wall...

(15) SAMSTAGNACHTFIEBER (DID SHE WEAR BLUE VELVET?) & doktor poldi finzenberger hat die unausstehlichen gewohnheiten regelmäßiger bordellgeher. die selbstinszenierung findet nur an vertrauten orten statt, ein kleiner seidenstrumpf, ja, schon wieder ein handschuh, diesmal schwarz genetzt (es war ein geschenk), das neue korsett ist schon angemessen, aber noch nicht fertig, ein kaffee in der herrengasse bei K, der nächste am Kohlmarkt beim D, wo, zum teufel, ist mein blauer wildlederschuh geblieben, zum tee in die waaggasse (atelier M), ein bißchen puder auf den frischen blauen fleck, fröhlich zirkuliert poldi, grüß gott! on the borderline again, ich will mich nicht vor der pest fürchten müssen, und wie gehts dir, meine liebe, eine glatt, eine verkehrt, wir haben uns ja schon so lang nicht mehr gesehn, aktiv & passiv, pain & pleasure, poldi is auf der gassn und singt, schöner gigolo, armer gigolo, denkst du manchmal an die zeiten, und singt: poldi, ich hab ja nur aus liebe zu dir, ja nur aus lauter liebe zu dir, so viel getrunken. die sogenannten perversen sind arme teufel. poldi aber möcht ich mir doch ausgebeten haben, poldi ist ein kerl wie samt & seide auf herrenbesuch. (sollten wirklich alle menschen gute freundinnen gewesen werden? hat poldi einen freund gefunden haben?)

(16) DER TURM VON DER FRAU WAWERKA & wo du als husar, goldverschnürt sogar, durch die straßen konntest reiten. die etymologie is eine schöne wissenschaft. so, eeiinnss, die hoheprieste-rin, jaja, wissen, und zwoo, das auge des osiris, hat der kerl schon wieder sein aug verlorn, und drei, der flug des horusfalken, sind gnädige frau bitte schön im falschen spiel gelandet. harfix, il faut absolument corriger la fortune! patience, patience. her mit die andern karten. also herzbub scherzbub schmerzbub und kein bub! treff. karo damm, gut, und karo künig, die liebenden endlich vereint. no gut. eine kleine lautverschiebung rückwärts. poldi, zücken sie ihr schamzünglein! auf gehts. misch, misch, schnalz. was hat poldi im herzen? the queen of spade. masch, masch, schnalz, und was im kopf? ujujuj, beinah eine hochzeit. uff. und was läßt, schnalz poldi unter ihren füßen zurück? erotische affairen! schon wieder der sakrische treff-bub! kleine seelische krankheit! und was, schnalz, geht auf poldi zu? kleines geld, und was, schnalz, von poldi ab? das große geld! seufz. jetzt braucht poldi eine zigarette. das große geheimnis numero sechzehn, das trumm von babelka, ist aus dem packl zu boden gerutscht.

(17) UNGLÜCK & no, wissens, poldi, an ihnerer stell tatert ich mich nicht aufregn. schauns, frau doktor, a so a fesche frau wie sie könntert doch schon längst, was sag ich, längst, verheirat sein. aber gellns, an mann findens no allerweil. allerweil! fünf kilo nimmst ab, dann nimmst dir an lover. an aufsatz schreibns, und dann gebns a ruh. gehns weg mit die finger. lassens mich in kraut mit ihrnere neurosn. trinkens an tschoklaad. tans net in der nasn bohrn, das is schlecht für die schleimhäute. saufens net so viel. gehst denn net weg mit die finger. do you love me, do you really love me. beschäftigens ihnen mit der wildbachverbauung, und tuns mich nicht ärgern die ganze zeit. 17 a wird sich an der wildbachverbauung versucht haben, und am jagdrecht. wird wildern gegangen sein, gesicht und finger mit aktenstaub geschwärzt, abgeschaut von der italienischen einigungsbewegung, den carbonaten, die inzwischen nur mehr durchschlagpapier erzeugen, taucht er dann aus den gesetzblättermagazinen auf und weint bittere tränen über die bedingungen der abstraktion. das innere des geh, setz es, wird kein leerer raum geh, wesen, sein, irrt hier blanchot & bataille, retten sie mehrere robben, schleppt poldi karteikarten, die das jagdrecht in den landesgesetzblättern verzeichnen, rote & grüne schrift an der wand, bevor i midan jaga geh, varkauf i lieber leib & seel und mei jungs bluad dazua, warum machen sie es sich wieder so schwer, poldi!

(18) DAS SCHIFF DER TRAUMKAPITÄNIN & aha. ein blauweißes rockerl, zeig her, was hast denn drunter an?

(XVIII) FAUX LYS FOREVER & poldi wird von maria-charlotte verführt, eine wildfälschung zu begehen. die beiden machen die hühner von maria - charlottens großmutter mit bier betrunken. dann werden diese vermittels der jagdtrophäen aus dem eßzimmer zu auerhähnen aufgeputzt. die täuschung gelingt bei einem halbwegs tauben, recht kurzsichtigen mann aus der steiermark, der mit einer prunkbüchse aus dem museum auf die pirsch geht. maria-charlotte wird für die beschädigten trophäen zur verantwortung gezogen. wild & hund, ratz & katz, naja, lustig war es doch.

(19) NACH DER ZUKUNFT & also gestern hab ich mit dem A telefoniert. ja, weißt, und vorgestern auch. und vor drei tag war ich ihn besuchen. nein, verliebt bin ich nicht. nächste wochen fahr ich nach berlin. nein, in wien bin ich schon. ja, er hat mich noch nicht rausgeschmissen. wann? oh, das war aber gar nix! nein, nein, ich paß schon auf. aber du kennst mich doch! du wirst mir doch eine kleine untreue erlauben. nein, vom verbot bin ich ganz abhängig. aber geh! so eine funsen, ja, ja, im prater. immer dort. nein, mit unserer freundin cathrin. aber was, das ist halb so schlimm. ja, ja, termine. wann? bald? nein, da bin ich zu haus. am besten, du nimmst das signal, zweimal kurz, einmal lang läuten lassen, wenn nicht, bin ich nicht zu haus. oder ich geh nicht zum telefon. ja. ja. mmmhm. ja, ich hab sie auch sehr lieb. jetzt können wir uns wieder nicht trennen. ja, sehr, das wissen sie doch. ich kann es auch nicht oft genug hören. also jetzt zählen wir bis drei, dann hängen wir auf. ja, im café bräunerhof, das bräunerhof heißt. ja, ich erinner mich. nein, das war doch in triest. hast du mich auch lieb, wenn ich diesen aufsatz nicht schreib? sie wissen doch, sie dürfen alles. ich muß jetzt aber nicht die ganze nacht hier sitzenbleiben und schreiben? wie lieb du zu mir bist. ja, liebe, danke dir. nein, dir, ciao. ciao. ciao.

(20) ERST WANNS AUS WIRD SEIN & poldi, poldi, wie soll das enden! kann zärtliche & sinnliche strebung nicht vereinen, demaskiert sich als kleinbürgerlicher existenzängstler, der sich am boden wälzt, wenn er seine privilegien verlieren soll, und - POLDI, reifen sie endlich zum manne! wen interessiert das schon! ich hab es dir ja gesagt, sie ist eine schwere melancholikerin. unsinn. ja, es heißt luftkeuschenverordnung. ich weiß auch nicht, was eine luftkeusche ist. nein, die sylvia kommt nicht.

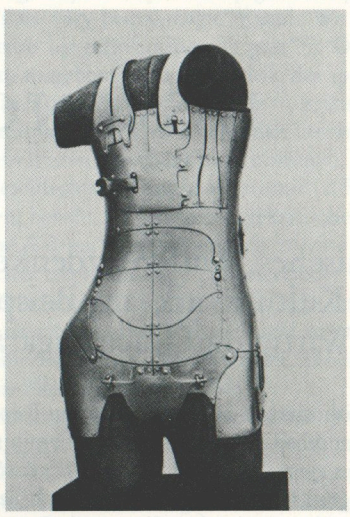
ich schreib keine literatur mehr. ich kann überhaupt nicht schreiben. ich weiß nicht einmal, wer das ist. ich zeichne alles mit drei kreuzeln. mit einem roten faden, stell dir vor, hat sie die eigene mutter zunähen müssen! nein, nicht mit kreuzelstich. ich weiß es nicht. ich war ja nicht dabei. hängst schon fest in der textmaschin? für düsentrieb tu ich ja alles. ja, ich hätt auch so gern ein helferlein. ich weiß, ich weiß. den sade habms eingnaht. so sans, die weiber. o nein! es stockt schon wieder! kreisch! der zählzwang!

(21) ES WIRD 1 WEIN SEIN & mir werdn nimmer sein, und es wird schöne madln gebn, und mir werdn nimmer lebm. auch das. auf der blauen donau. schwimmt ein krokodil – die poldi will es fangen, mit dem besenstiel. der besenstiel bricht ab, die poldi die bleibt da – auf der blauen donau, und so weiter bis in die blaue unendlichkeit. eine heiße, mit einem süßen. was habm denn sie geglaubt! nur keinen streit, meine damen, da kommt der herr vom haus. weiße chrysanthemen schenkt er mir schenkt er dir schenkt er ihr zur hochzeitsnacht. hochpreist schließlich seine seele den herrn, und endlich ruhen alle in gott & ER in ihnen.

(22) WANN DER HERRGOTT NED WÜ & wenn der herr gott nicht will, nützt das gar nichts. fahr nicht um, sei schön stumm, sag: es war nix. nein bitte nicht, gnade, mausi, nicht jetzt. also in gottes namen. aber du weißt, daß ich morgen um sieben aufstehen muß! ich bin ein arbeitender mensch. poldi braucht noch ein viertel, und das sofort. die andern auch. wer kommt denn da bei der tür herein? hallo! mon cousin! hey, big spender! warst du schon lang nicht mehr da! na, du weißt, wie es halt so geht. und wer macht heute einen strip? arriva gigi l'amoroso! der uns entflammt, augen wie samt, die liebe schenken. gott, ist es morb hier! nein, die kommt doch nie hierher. na schon, oder nicht? ha ha. was? meine brüste kennt doch hier eh eine jede. seit wann sind denn die zwei zusammen? ich weiß schon wieder gar nix, völlig out. ah auseinand! aber nein. ah so, aus hamburg zurück? nein, so was nicht mehr. nicht im moment. jessas, du mit dein spirit. isses heute wieder fad! und? aber, meine liebe, dazu kennen wir uns wirklich viel zu lang. ein schönes knie, junge frau. also mich doch nicht! aber ja! er war gerade achtzehn jahr, fast noch ein kind mit weichem haar, ein mann zum lieben. nein, ich bin keine Kinderverzahrerin. ey ey. ich weiß, daß du jetzt ma bodi sonyo heißt, aber ich sag trotzdem lieber ferdinand zu dir. küß mich. (Alle:) ich ließ ihn gehen. und? na? unsere barfrau ist die größte. lassen sie sich noch einmal auf ihre entzückende schulter küssen. ich danke ihnen. was die frauen&kinder nicht wollen. mmmhm, danke.

(23) COME ON LET'S TWIST AGAIN & so wie letzten sommer... so wie letztes jahr... poldi komm poldi komm und erzähl mir was aber bitte bitte was von der liebe... poldi dies oder das oder irgendwas aber bitte bitte was von dem glück... colloquial english... marivaux bis céline... geh red doch nicht so ein unsinn daher... herrschaft nein... ja dann... der herr hat ein feuer... der büchsenöffner is zum wegschmeißen... die frau doktor penzenberger möcht überhaupt lieber ein hustenzuckerl... poldi finzenberger und dora penzenberger, ein schönes paar... sie müssen ja nicht klavierspielen können... gehns lieber aktzeichnen... wer zeichnet heutzutag noch akt... come on let's twist again like we did last summer... die luft flimmert... weil es so heiß ist... let's poldi... die stunde des pan... my baby does the poldi-poldi... aaah... und wem ist das lachen vergangen... der große gott pan... pan&pandora, und gar nix is irgendwo... die dora war ganz plötzlich da, eine gelernte morphologin... and now i found my love was not for you... bitte, sagt poldi, wenn sie weinen wollen, ich hab immer ein taschentuch mit... ein ganz kleines a ... nous entrerons dans la carrière quand nos aînées n'y seront plus ...bethlehem, hörst den heiland du... laß ihn ein... bien moins jalouses de leur survivre que de partager leur cercueil... tota pulchra es maria... wollen wir essen gehen... liberté liberté chérie... combats avec tes défenseurs... aux armes citoyens... folgt gesang.

Neda Bei



NACHHER kommt poldi zurück, weil sie auf dem tisch ein buch liegen hat lassen. das buch hat einen lila umschlag. da steht hinten drauf: „Mein Herz. Niemandem."

ROSA WOLKE

geschrieben in Erinnerung an das Symposion anläßlich der Ausstellung *Kunst mit Eigen Sinn* in Wien, auf dem die Theoretikerin Luce Irigaray zu unserer nicht geringen Überraschung als Evangelistin auftrat und eine weibliche Religion in vier Sprachen verkündigte.

Also vergeßt nicht, das liebe Jesulein war ein Mädchen. Es hieß Josseline und wurde auf französischem Boden geboren. Dank ihrer hochempfindlichen Schleimhäute war Josseline ein aufgewecktes kleines Mädchen. Kaum zwölf Jahre alt, diskutierte es bereits mit Pharisäern und Schriftgelehrten. Den männlichen Priestern, die ihr etwas von einem männlichen Gott und von männlichen Propheten erzählen wollten, sagte sie kühn ihre Meinung: Von all diesen Ausgeburten eines jüdisch-patriarchalischen Denkens ließ Josseline nur ihre heißgeliebte Mutter Maria gelten, an deren Busen die Zwölfjährige noch allnächtlich lag. Der Ausdruck „Ausgeburten eines patriarchalisch-jüdischen Denkens" ist übrigens wörtlich von der heiligen Julia und von der heiligen Lucia überliefert worden, diesen beiden Evangelistinnen, die Josseline noch persönlich gekannt haben. Die heiligen Texte müssen daher erst aus dem Französischen in alle Sprachen der Welt übertragen werden, es sei denn, eine der Heiligen weilte unter uns; dann ist Pfingsten und wir verstehen, ohne zu verstehen.

„Meine Mutter Maria", pflegte Josseline nach dem *Lucie-Evangelium* dem erstaunten Volke zu sagen (auch später noch, als sie bereits aus der Wüste wieder zurück war) „ist vom heiligen Geist befruchtet worden." Der heilige Geist aber war, wie wir heute, ebenfalls durch das unbestreitbare Zeugnis der heiligen Lucie wissen, eine Frau. Wie dies biologisch zuging, hat uns inzwischen die erleuchtete deutsche Vorreiterin einer feministischen Theologie (die hoffentlich ihrerseits bald heilig gesprochen wird – sollen wir hinter den heiligen Französinnen zurückbleiben?) die göttliche Heide im Abendrot, erklärt.

Und doch: brauchen wir eigentlich noch Erklärungen? Sind sie nicht letztlich Rationalisierungen, Zugeständnisse an eine verderbte, durch Wissenschaft und Technik verseuchte Welt? Brauchen wir Erklärungen, wo wir doch den Glauben haben. Der Glaube aber versetzt Berge und erweicht Gehirne; er ist unsere göttinlich inspirierte Gegenenergie gegen den phallischen Logos. Lasset uns beten, lasset uns fühlen und schleimig sein und abtun, was uns klüger macht. Auf dem Besen des Glaubens lasset uns reiten und uns über die Abgründe der Tatsachen hinwegsetzen.

Josseline
Holdes Mädchen im lockigen Haar
Erhöre uns
AMEN

Elisabeth Lenk

PASSION ODER SEGREGATION?

Philosophisches Differenzdenken und poetische Kulturkritik am Beispiel von Monique Wittig und Luce Irigaray

Dank der vieldiskutierten ‚strukturalistischen Revolution' bestand die Besonderheit des französischen Feminismus schon immer darin, ein ‚gespaltener' zu sein. Die ‚Französinnen' (so der EMMA-Jargon) vermochten ja bekanntlich der ideologiekritischen ‚Frauenbewegung' (um Simone de Beauvoir), die sie mit anderen Ländern teilten, eine ‚psychoanalytische' Tendenz (Irigaray, Kristeva, Cixous, etc.) entgegenzusetzen, deren Verdienst es wurde, in der Patriarchatsanalyse vom bloßen Reproduktionsstandpunkt abzuweichen[1], den kulturhistorischen Ausschluß der weiblichen ‚Kaste' nicht mehr bloß agententheoretisch zu formulieren und das bisher Ungedachte, die diskursiv-libidinale Konstitution männlicher und weiblicher ‚Strukturen', in Angriff zu nehmen[2]. Auch angesichts der aktuellen Krise des französischen Feminismus[3], die sich nicht erst mit der Ära sozialistischer Reformen einstellte, soll das Problem seiner Institutionalisierung, die z. B. im Streit um das Etikett „MLF" groteske Züge annahm[4], hier nicht diskutiert werden. Die feministischen ‚Lager' haben mittlerweile ihre Geschichte(n) aufgezeichnet[5].

Trotz unterschiedlicher Positionen kommen die beiden erwähnten Hauptströmungen, die keineswegs ‚verflossen' sind, auf ihrer Suche nach einer Verbindung von ‚Theorie' und ‚Fiktion' zusammen. Autorinnen unterschiedlicher Richtungen treffen sich in einer Schreibpraxis, deren aufklärerische Ab-

sicht die philosophische oder kulturkritische ‚De-Konstruktion' (Derrida) im formalen literarischen Experiment bedingt. Während der Kampf gegen sexistische ‚Versklavung' die Schriftstellerin Monique Wittig neuerdings zur ‚offenen' Satire greifen läßt, illustriert die Theoretikerin Luce Irigaray ihre philosophisch begründete Utopie des Geschlechterverhältnisses als eine ‚Leidenschaft der Alterität' mit Hilfe metaphorischer und aporistischer ‚Thesenmonologe'.
Irigarays jüngste Ausflüge in die Philosophiegeschichte, von denen sie Materialien für eine ‚Ethik der geschlechtlichen Differenz' mitbrachte, sollen hier auf Wittigs verzweifelte Wanderung durch die ‚Hölle' des patriarchalischen Alltags folgen. Nomadentum lohnt sich...

I. ‚Witzig, Wittig!'

„...il nous faut donc... nous constituer nous-mêmes, sortir comme de nulle part, être nos propres légendes dans notre vie même, ...devenir héroïques dans la réalité, épiques dans les livres."[6]
Im Gegensatz zu Hélène Cixous etwa, wird Wittig mit dem ‚weiblichen Schreiben'[7] schnell fertig. Es existiere gar nicht, weil nämlich ‚Weiblichkeit' eine rein imaginäre Bildung männlicher Provenienz darstelle, ‚uraltes Brandzeichen im Dienste des Feindes'[7]. Nach dem Motto Beauvoirs, Frauen würden ‚nicht geboren, sondern gemacht', betont Wittig stets die kulturelle Konstruiertheit und Fremdzuschreibung von Maskulinitäts-/Feminitäts-Mustern, ohne allerdings auf unbewußte Prozesse einzugehen, die zwar kulturell (mit-)bedingt sein könnten[8], deren Abläufe aber nicht in einer Manipulationstheorie zu fassen sind. Da Wittig sich allein auf die Ebene der Ideologeme begibt, hält sie die Reden von geschlechtlicher ‚Besonderheit' für eine naturalisierende Metaphorik, die Herrschaft zu verschleiern bezweckt. Weibliche Textproduktion würde als eine Art ‚natürlicher Ausfluß' betrachtet, und ihr Arbeitscharakter verschwände.
Wittig selbst aber baut an subtilen ‚Kriegsmaschinen'. In ihrem Aufsatz ‚Das trojanische Pferd' (1984) wendet sie sich energisch gegen inhaltsbezogene ‚engagierte' Literatur, weil diese zur Ideologie verkomme. Das Literarische gehört offensichtlich einer anderen Ordnung an. Es benutzt die Sprache, diesen bereits ‚sinnhaltigen' Rohstoff, um ‚neuen' Sinn zu erzeugen oder ihn ganz auszumerzen, bleibt aber dabei immer der Geschichte literarischer Formen verhaftet, gegen welche jedes innovatorische Werk revoltiert. Mit dieser Ästhetik plädiert Wittig nun aber keineswegs für eine ‚l'art-pour-l'art'-Avantgarde, sondern hält unter Berufung auf die Russischen Formalisten am heuristischen Überraschungseffekt der Literatur fest[9]. Vom ‚Nouveau Roman' entfernt, argumentiert Wittig ironisch, daß man in einer Zeit, in der auf Sinn verzichtet würde, wieder auf ihm bestehen solle. Eigentlich hat Wittig das immer getan: – in ihrem Erstlingswerk „Opoponax" (1964), das die spontane ‚lesbische' Neigung kleiner Mädchen registriert, ohne sentimentale Klischees oder erzählerische Direktheit, – in ihrem Amazonen-Epos „Les Guérillères" (1969) mit anonymen und mythischen Berichten, – im „Corps lesbien" (1973), einem hymnischen Pseudo-Dialog mit der Geliebten, der zugleich eine Zerstörung vorgeprägter körperlicher, sensorieller und sprachlicher Identitäten ist und zu einer neuen Sicht weiblicher Gleichgeschlechtlichkeit aufruft.
Leider geht Wittig im „Brouillon pour un dictionnaire des amants" (1975)[10] aber so weit, ihre ‚Botschaft' sozusagen lexikalisch festzulegen gemäß einer mythischen Re-Interpretation der Kulturgeschichte. ‚Frau' ist dann ‚eine, die jemand anderem gehört', dessen männliches Geschlecht zu ergänzen bliebe, und ‚Lesbe' wird zum ‚einzigen Konzept, das über den Geschlechterkategorien steht'[11]. Der provokative Wert solcher Re-Definitionen bleibt ungewiß, denkt man an Jill Johnstons Ausspruch ‚Alle Frauen sind Lesbierinnen, manche wissen es nur noch nicht'. Wenn ‚Männlichkeit' und besonders ‚Weiblichkeit' nur als uns auferlegte Irrtümer, Masken und Lügen betrachtet werden, denen keine Wunschpositionen mehr entsprechen, wenn außerdem Homosexualität als automatische Befreiung vom Sexismus und nicht auch als mögliche Reproduktion heterosexueller Schemata (cf. Pat Califia) gesehen wird, dann folgt ziemlich sicher die Rückkehr zum ‚bürgerlichen Individuum' und der Rückfall in Subjektideologie: „Nous sommes pour la première fois dans l'histoire confrontés à la nécessité d'exister en tant qu'individu."[12]
Die literarische Ausklammerung des Männlichen bis hin zu Vernichtungsphantasien ist nicht neu. Wie aber bewältigt Wittig diese ‚Minoritätenpolitik' im schriftstellerischen Programm? In ihren Essays behauptet sie, daß es gälte, den Standpunkt der Minderheit mittels eines innovatorischen Textes zu universalisieren[13]. Als Beispiel annektiert Wittig ein komplexes Werk der Moderne: Proust habe es in der „Recherche..." geschafft, die reale Welt in eine rein homosexuelle Welt zu transformieren[14], d. h. er habe aus der ‚sexuellen Inversion' die zentrale Achse seiner Kategorisierungen gemacht. Entschuldigend wird beigefügt, daß das minoritäre ‚Subjekt' im Gegensatz zum ‚logozentrischen' immer ein ‚dezentriertes', ‚nicht-zentriertes' Subjekt sei[15]. In Wittigs Augen ist z. B. Djuna Barnes ein ‚weiblicher Proust' (und nicht vice versa!), weil sie das ‚Femininum' universalisiert habe; nun gehe es ‚vom lesbischen Standpunkt' darum, die obsolet gewordenen Geschlechter gänzlich abzuschaffen[16].
Schon in den „Guérillères" lehnt sich Wittig entschieden dagegen auf, nur immer weibliche Leidensgeschichten zu erzählen, die obendrein in einer traditionellen Sprache abgefaßt sind. Es sei an der Zeit, Diskurse grundlegend zu verändern:
„Il faut, disent-elles, faire abstraction de tous les récits concernant celles qui... ont été battues prises séduites enlevées violées et échangées comme marchandises. (...) Elles disent qu'en premier lieu le vocabulaire de toutes les langues est à examiner, à modifier, à bouleverser de fond en comble, que chaque mot doit être passé au crible."[17]
Wittig hat sich nicht wie z. B. Jill Johnston darauf beschränkt, in dadaistischem Manierismus mit der Sprache zu spielen, um zynisch in leere Sprüche zurückzusinken: „I'll marry myself to the mozart basson concerto"[18], denn „I know the men are bad"[19] „in a greedy... imperialist pig world power place"[20], aber „Words are very heavy magic"[21] und „We write ourselves into the future by reinventing the past"[22]. Die französische Autorin hat, ausgehend von der Kritik des ‚psychologischen Subjekts' durch den ‚Nouveau Roman'[23], kritische ‚Versuche' mit dem grammatischen Geschlecht, den literarischen Gattungen und verbreiteten ‚Mythen' unternommen. Wittigs Weigerung, eine geschlechtsspezifische Anatomie (z. B. die Vulva) zu verherrlichen, beruht auf der ideologiekritischen Einsicht, daß der weibliche ‚Körper' pornographisch in seine Einzelteile zerlegt, als solcher ‚repräsentiert', tabuisiert oder verdrängt worden ist[24]. Der weibliche Orpheus im „Corps lesbien", der sich beim Gang durch die Unterwelt keinmal nach der ‚kaputten' Geliebten umschaut, setzt diese nach der ‚Höllenfahrt' mit/in einem Augen-Blick wieder zusammen[25].
In ihrem neuesten Werk, dem satirischen Roman „Virgile, non" (1985), greift Wittig auf Dantes berühmte „Divina Commedia" (1307–1321) zurück, um in 42 ‚Gesängen' zu zeigen, daß die ‚armen Seelen', deren grammatisches Geschlecht sinnigerweise bereits weiblich ist, auf dieser Erde leben, obwohl sie aufgrund ihres Sklavendaseins wohl lieber tot sein möchten. Wittig kehrt ihre literarische Vorlage um: Die Hölle befindet sich nicht im ‚Jenseits', – schon bei Dante übrigens Enzyklopädie des ‚Diesseits' –, sondern sie existiert hier und jetzt, aber

nur für die Hälfte der Menschheit, das unterdrückte Geschlecht. Die Relativierung der Perspektiven, bereits zu Anfang von „Wittigs" weiblichem Vergil, „Manastabal", klargetellt, bedeutet eine ‚Verfremdung' des Alltäglichen, nur allzu Evidenten: Was für Männer ein ‚Paradies' ist, ist für Frauen die ‚Hölle'.

„Il n'y a rien où on va, Wittig, du moins rien que tu ne connaisses déjà... Et il te faudrait des trésors d'ingéniosité pour faire passer pour héroïques les soupirs, les cris de douleur, d'angoisse, de terreur et d'incertitude qui s'y poussent. Les âmes damnées que tu vas rencontrer sont vivantes même si elles font des vœux ardents pour ne plus l'être. Elles sont anonymes et je te défie bien de leur trouver des particularités propres à leur fabriquer un manteau de gloire. Pour elles, l'horreur et l'irrémissibilité de la souffrance ne sont pas causées par l'ignominie des actions. Je t'emmène voir ce que partout on peut voir en plein jour." (p. 9)

Damit ist das Buchprogramm dargestellt: Frauen geraten als solche, d. h. ungeachtet ihrer Individualität, unverschuldet in ‚ewiges Leid'. Das feministische Beobachtersubjekt hat sich in eine ‚radikale Lesbierin', „Wittig", die in die Rolle Dantes schlüpft, und deren pragmatisch gemäßigte ‚Führerin' „Manastabal" gespalten, die ihr hilft, die ‚Hölle' auszuhalten, und sie manchmal aus brenzligen Situationen errettet. Im Buchtitel „Virgile, non" verdichten sich die Anspielung auf das Dichter-Vorbild und eine Verweigerung maskuliner Modelle. Die Autorin säkularisiert nicht nur Dantes Problematik, sondern liefert ein Weltbild aus ‚lesbischer', d. h. befreiter ‚weiblicher' Sicht. Die ‚Wahrheit' dieses Kosmos ist schwer zu ertragen: unbarmherzige Jagd auf Frauen (Kap. VIII, XII), deren Versteigerung (IX) und Dressur (VIII), die Parade der ‚Frauentypen' (XVII), später der ‚Verstümmelten' (XXVII), die sogenannten ‚Liebestempel' (XXIII), etc. Insofern ist der Kurzroman mehr als eine ‚danteske Vision des modernen San Francisco'[26], wo Wittig übrigens seit längerem lebt. Wie ihre Vorläufer in ‚Nachdichtung' bedient sich die Autorin der satirischen Mittel von Anspielung, Umkehrung, Übertreibung, etc., um ein comic-strip-haftes Sittengemälde der heterosexuellen ‚Lebenswelt' zu zeichnen. Sie scheut nicht davor zurück, Gattungen zu mischen (z. B. Märchenhaftes, theatralische Dialoge) und verschiedene Diskurse zu kombinieren (z. B. Slang mit mittelalterlichen Ausdrücken, Neologismen neben militärischem Jargon), um eine phantastische Welt der Fabeltiere (cf. den „ulliphant", VII) und eine mineralogisch-meteorologische ‚Sphäre' von den städtischen Metropolen der Moderne oder dem mythisierten Frauenalltag abzusetzen, welcher in seiner Schilderung am stärksten an die Visionen etwa eines Hieronymus Bosch erinnert. Im Gegensatz zu Dante individualisiert Wittig die Höllenbewohner(innen) überhaupt nicht: Es handelt sich um anonyme Personen, die als Männer der Gruppe der Schuldigen angehören, den ‚Feinden' oder ‚Besetzern' (XXXVIII). Frauen verteilen sich auf drei Kategorien: bestenfalls sind sie ‚outlaws' („affranchies"), die sich um den Preis des Verzichts auf weltliche Vorteile freigekauft haben und in den ‚Vorhöllen' herumstreunen (XIII); normalerweise bleiben sie fremdes Eigentum, geknechtet, ohne es zu begreifen und entwickeln sich nur selten zu (intellektuellen) ‚Janusköpfen' („bicéphales", XXIV), die männliche Machttechniken beherrschen, gleichzeitig Einsicht in die weibliche ‚Versklavung' haben, aber nicht wissen, ob sich die Revolte lohnt.

In Anspielung auf ihre körperliche Schwäche und ihre politische Machtlosigkeit vergleicht Wittig Frauen, die im wörtlichen und übertragenen Sinne ständig ‚an die Wand gedrückt' würden, mit zweidimensionalen Spielkarten (XVIII), die von den ‚Wesen der dritten Dimension' manipuliert werden. „Je m'émerveille... que des êtres aussi peu épais puissent fournir autant de travail que ce que rapportent les derniers chiffres des Nations Unies" (p. 59), kommentiert Wittig mit sarkastischem Humor.

Während der Eintritt ins Paradies bei Dante von Gottes Gnade („compassion") abhängt, so bei Wittig von der ‚aktiven Leidenschaft' („passion active", XXXI), für die es zwar noch keine Worte gebe, die aber Stärke und Vernunft spende, Mut mache und zum Sprechen verhelfe (p. 107 f.). Aus dem Gesamttext geht hervor, daß die Selbstbefreiung der Frauen von ihrer ökonomischen bis sexuellen Autonomie abhängt, denn, abgesehen davon, daß Beziehungen zwischen den Geschlechtern ausschließlich negativ symbolisiert werden, gelten die ‚Engel' als weiblich (VI) und ist Wittigs ‚Beatrice' ihre Geliebte, die sie während der Höllenwanderung durch ihre ‚Präsenz' vor der Verzweiflung bewahrt (XXVI), bevor sie sie in den ‚siebten Himmel' (p. 127) bringt. Ausdruck von Wittigs Literaturbegriff ist, daß das ‚Paradies' immer dann wieder verlorengeht, wenn die Hauptperson nur stereotype Formeln (wie ‚Schönheit') dafür findet (VI, XIV, XX).

Wittig gibt im Laufe des Romans keine Auskunft darüber, wie Frauen lesbisch werden. Meint sie etwa wie Geneviève Pastre, daß Frauen sich ‚aus einer natürlichen Bewegung heraus lieben'?[27] Pastres Forderung nach einem ‚Raum' und ‚Repräsentationsmöglichkeiten' für Frauen, die Irigaray unterstützen würde (cf. II.), beruht aber wieder auf einem Verlangen nach ‚Selbstentfaltung', das ins Ideologische abrutscht: „Développer le moi au maximum."[28] Daß dies wie eh und je auf autobiographische Sinnbildung hinausläuft, indizieren schon die pathetischen Großbuchstaben: „Nous sommes prises entre Notre naissance et Notre mort. (...) La lutte n'a de sens que si Ma vie a un sens en même temps."[29]

Wittig verliert nicht den Humor. Beim Eintritt in den Picaro-Roman irrt die Hauptfigur gleichen Namens in einer windigen Wüste umher und gefällt sich darin, auf bedrohliche Sandsturmwolken mit dem Gewehr zu schießen (III, XV), bis sie ein infantiles Fabeltier („bourlabadu") trifft, von dem sie verspottet wird. Als sie auf dem Flohmarkt der ‚Banditinnen' mit einer gesattelten Stute abziehen will, ruft Manastabal sie zur Ordnung: „...on n'est pas dans un western" (63).

Wittig will die Höllenkreise in ‚unordentlicher Reihenfolge' (p. 20) durchschreiten. So gibt es 4 Vorhöllen, 3 Bäder im ‚Fluß des Vergessens' und 6 Paradiese, bevor man in der ‚Küche der Engel', einer Art Frauenfest, anlangt, wo Lesben mit Motorrädern und eine Engelsband zu finden sind (XLII).

Wittigs Montage setzt inhaltlich gleich zu Beginn ‚Anti-Homosexualität' in Szene. „Wittig" wird in einem Waschsalon (IV) von einer anderen Kundin als ‚widerliche Lesbe' verhöhnt und halluzinatorisch beschimpft (p. 13). Sämtliche negativen Stereotype passieren Revue. Dann verdichten sich Elemente der traditionellen Stigmatisierung (Pathologisierung, Misogynie, Paranoia) zu einem krassen Bild: Während sich „Wittig" als Rächerin der Frauen in Sapphos Namen ausgibt und zum Beweis ihrer physischen Normalität einen Striptease vollführt, wachsen ihr am ganzen Körper Haare und auf der Brust noch Schuppen. Die Homosexuellen phantasmatisch zugeschriebene ‚Monsterhaftigkeit' ist bis in die Selbstwahrnehmung vorgedrungen. Als die ‚Weibchen' das Ungeheuer mit der ‚fingerlangen' Klitoris kastrieren möchten (p. 18), bemerkt die Erzählerin zynisch, daß sie so wenigstens bei jenen Aufmerksamkeit erlangte, die sie früher mit Gleichgültigkeit zur ‚Eunuchin' (p. 15) gemacht hätten.

Sie tröstet sich mit einem Lob der Selbstverteidigung und kriegerischen Jeanne d'Arc-Zitaten (V, VII). Dann werden die Mitgliederinnen des ‚schwachen Geschlechts' aufs Korn genommen: Selbst zu mehreren lassen sie sich von männlichen ‚Jägern' mit Lassos einfangen, an die Leine legen, dressieren und gefallen sich gar noch darin (VIII). Sie stellen ungerührt ihr Fleisch auf dem Sklavenmarkt zur Schau (IX) und tragen eine

‚Wild-Uniform' (Miniröcke, Pumps, etc.), die sie zur leichten Beute Gewalttätiger werden läßt (XII). „Wittig" und ihre Begleiterin benutzen Tricks und Dollars, um wenigstens einige Verdammte zu erlösen. Doch die ‚Assistentinnen' des patriarchalischen Systems (X), die über ‚Frauenleichen' gehen, wehren sich gegen jegliche Veränderung, denn sie sind Roboter des ‚Dienens'. Als die Erzählerin ihnen vorwirft, ‚kriminell' zu sein, korrigiert ihr ‚alter Ego', Manastabal, sie: Freiheit sei ein so unerhörtes Privileg, daß es nur zur Befreiung der Unfreien genutzt werden dürfe, zumal die eigene Freiheit auf Dauer von der der anderen abhänge (p. 38). Wie jedoch die ‚freie', ‚frauenidentifizierte Frau' (Jill Johnston) zustandekommt, bleibt dunkel: „...les femmes protagonistes des œuvres de Wittig s'identifient femme et aiment les femmes avant de s'inscrire dans le discours."[30]

Wittig hält Frauen weiterhin den Spiegel vor: Aus der Parade Nr. 1 der Modepuppen, reichen Damen und ‚Pin-up-Girls' (XVII) wird einige Kapitel später die Parade Nr. 2 der Verkrüppelten, die im letzten Höllenkreis dahinvegetieren (XXVIII) und nicht mehr die Kraft haben, sich im ‚See der Tränen' zu ertränken (XXIII). Erst die Armee der besiegten Amazonen belehrt „Wittig", daß es ein ungleicher Geschlechterkrieg sei, ein asymmetrisches Kräfteverhältnis zugrundeliege; sie demonstriert gleichzeitig, daß sich die Unterlegenen gegenseitig zerfleischen (XXI). Die pessimistischen Botschaften sind leicht verständlich und drohen, sich zu wiederholen: Frauen sind in Häuser eingesperrt, und auf der Straße tragen sie Scheuklappen (XXII), die Männer sind überall gewaltsam gegenwärtig, sei es durch Lärm und lassen Frauen von ihrem Abfall leben (XXXVIII, XXXIX). Wenn Frauen Computer besitzen, sind es überholte Modelle (p. 84). Sie müssen ihre Sexualität verkaufen („Mieux vaut vendre ses charmes que vendre ses larmes", p. 116) und werden um ihre Liebe betrogen. Als Schießbuden-Figuren (XXVII) sind sie mit geöffnetem Brustkorb ausgestellt, damit die Schützen auf das schlagende Herz zielen können. Kinder, die in Wittigs Code ‚Anhängsel' („annexes", XVI) heißen, binden Frauen endgültig an ihre ‚conditio femina'. Doch sei diese Unsitte so verbreitet, witzelt „Wittig", daß man aus dem Anblick jeder kinderlosen Frau sogleich folgere: „then she must be a dyke." (p. 51). Die Produktion des hartnäckigen Kindswunsches wird aber außer Acht gelassen: „C'est comme le nœud gordien sauf qu'il faut trancher dans la chair vive." (p. 52).

Wittigs Beharren auf ‚Vieldeutigkeit' als sicherem Zeichen für Literarizität[31] wird durch ihren satirischen Schlüsselroman in gewisser Weise unterlaufen. Denn in „Virgile, non" gibt es einen rigiden Code, d.h. feste Signifikant-Signifikat-Entsprechungen für die Hauptbedeutungen. Jeder Abschnitt illustriert eine Moral. Ist der Einlaß beinahe allegorischer Exempel ins formale Experiment ein Kompromiß mit engagierter Literatur hinsichtlich ‚konservativer Wenden'?

II. Irigarays Apriori einer unhintergehbaren Geschlechter-Alterität

„L'esprit et l'épouse invitent au-delà du destin généalogique à l'époque des noces et de la fête du monde. Au temps de la théologie du souffle dans son devenir horizontal et vertical, sans meurtre."[32]

Nachdem Irigaray seit geraumer Weile den ‚Phallogozentrismus (Derrida)[33] der freudschen und lacanschen Psychoanalyse[34] angeprangert hat und seine Basis im abendländischen Denken des ‚Gleichen' ausmachen konnte, stellt sie neuerdings von philosophischer Seite her die ‚Epochenfrage' nach der ‚sexuellen Differenz', eine unleugbar zentrale und aktuelle Frage, auf die die meisten Einzelwissenschaften bereits geantwortet zu haben glauben. Folgt man Irigarays Gedankengang, ist dem bei weitem nicht so. Ungeachtet interdisziplinärer Übersetzungsschwierigkeiten muß festgestellt werden, daß sich auch moderne Konzeptionen des Geschlechtsunterschiedes (z.B. in Psychologie, Soziologie) nicht von einem Theoriebildungsprozeß ablösen, dessen diskursive Umsetzung (z.B. die Konzeptualisierung der ‚Empirie') Symptome eines ‚männlichen Idiolekts' (p. 117 ff.) aufweist. Dies fängt bei der Modellkonstruktion an und hört bei den Ergebnissen, die in Metasprachen ‚verobjektiviert' werden, noch nicht auf, sondern betrifft gemäß Irigaray auch die typische Aussparung bestimmter Teilgebiete, die eine Erforschung des spezifisch Weiblichen interessieren müßte. So werden z.B. in der Logik polyvalente Theorien vernachlässigt, die Freudsche Psychoanalyse fundiert ihr Libido-Modell fragwürdig auf Prinzipien der Thermodynamik, und die Linguistik weigert sich, Spuren einer ‚Sexierung' in Aussagenbildung (z.B. Prädikation) und Syntax (z.B. Konkatenation) anzuerkennen[35]. Die ‚kopernikanische Revolution' scheint das ‚epistemologische Subjekt' also bis heute noch nicht betroffen zu haben. Daher fordert Irigaray, den psychosexuellen Implikationen der Wissenschaftsproduktion, wie sie in Diskurs, Methodik und Resultate eingehen, zukünftig Rechnung zu tragen (p. 121).

Zunächst versucht sie selber, die Andersartigkeit des männlichen und weiblichen Begehrens auf einem Gebiet zu denken, das man sich fortan nicht mehr als Scheidelinie zwischen Wissenschaftlichem und Ideologischem (Althusser[36]) vorstellen darf, nämlich in ‚philosophischen Gewässern'. Irigaray schwimmt sich hier frei, ohne allerdings diesem Milieu ganz zu entrinnen: Reste bestimmter Traditionen, wie z.B. transzendentalphilosophische Fragestellungen, theologische Spekulation, ein von Nietzsche inspirierter Diskursstil und heideggerianische Begriffe schüttelt sie bewußt nicht von sich ab. Dennoch wirkt Irigarays Ansatz wegen seiner Aspektverschiebungen heuristisch und weitertreibend.

Ohne langatmig auf kulturelle ‚Männlichkeits-/Weiblichkeits'-Muster einzugehen, entlarvt die Autorin die Klischees, die bereits bei der Erfassung und Beschreibung solcher Oppositionen am Werk sind. Irigaray nimmt dazu aber weder einen ideologiekritischen noch einen psychodynamischen Standpunkt ein, sie wagt es, philosophische Thesen aufzustellen.

Der ‚kleine Unterschied' (Alice Schwarzer) wird bei Irigaray zu einer unhintergehbaren ‚Seinsdifferenz': beide Geschlechter sind füreinander ebensowenig substituierbar, wie sie konzeptuell aufeinander reduzierbar wären (p. 19, 157). Das liegt aber nicht an ihrer fälschlich als komplementär ausgewiesenen biologischen Konstitution, sondern an ihrem geschichtlich ablesbaren völlig andersartigen Verhältnis zur Welt, welches ihre geschlechtlichen Körpereigenheiten (z.B. Unsichtbarkeit des Uterus, Doppelung der Lippen bei Frauen) allerdings letztlich konstituiert hätten oder konstituieren könnten. Die konditionale Modalität ist hier angebracht aufgrund einer schwerwiegenden Asymmetrie, deren Erklärung Irigaray vielleicht wieder in die Nähe einer Machttheorie bringen dürfte: Während sich ‚der' MANN ‚die' FRAU als ‚Hülle' (Sexualobjekt) und ‚Ding' (Reproduzentin der Gattung) angeeignet hat, ist ‚die' FRAU außerstande geblieben, dieser Funktionalisierung ihrer selbst im Rahmen einer ‚Herr/Knecht'-Dialektik anders als durch Flucht oder Umkehrung zu entrinnen. In dem Maße, wie ‚der' MANN in ‚der' FRAU als ‚seinem' Haus einen prekären Heimatort fand, ist ‚die' FRAU ortlos geblieben, im Exil. Von weiblichem Fleisch genährt und mit weiblichem Fleisch umhüllt, hätten sich Männer im Lauf der Geschichte auf destruktive Weise ‚Räume' erobert, geographische und alltägliche, Kunst- und Gedankenwelten, Zeit- und Welträume... Der Ausschluß des weiblichen Geschlechts vom Geschichtsprozeß,

der das männliche als solches erst konstituiert hat, wie man nach Foucault sagen könnte, ist Irigaray gemäß aber nicht reformistisch als bloße Teilhabe nachzufordern. Frauen sind ja seit jeher einem ‚monosexuellen' Symbolischen[37] geradezu unterworfen worden (männliche Götter, Ideale, etc.). Ihr unaussprechliches Drama besteht darin, daß sie keine eigenen Repräsentationen (z. B. für die Mutterfunktion, den Tod oder Kosmos) entwerfen durften. Irigarays daran anschließende Frage, warum denn die ‚sexuelle Alterität' niemals eine ‚empirische oder transzendentale Chance' gehabt hat und gleichsam ontisch vereinnahmt worden ist, bleibt offen. Vom Wunder des Inkommensurablen zwischen den Geschlechtern finden sich hingegen Spuren. In sämtlichen ‚männlich-/weiblich'-Binarismen existiert immer ein Rest, der als ‚Neutralität' (z. B. Kind) oder ‚Androgynie' phantasmatisch aufscheint. In der Figur des ‚Engels' sieht Irigaray denn einen Vorboten für einen ‚anderen' Austausch der Geschlechter im Innewerden ihrer Alterität (p. 21 f.).

Der Vorstoß ins Ungesagte birgt immer die Gefahr, ins Mysteriöse abzukippen: Erlaubt das ‚Geheimnis' der Frauen, zwei Paare halboffener ‚Lippen' zu besitzen, die zudem zueinander im rechten Winkel stehen[38], die Annahme, daß Frauen sich selbst gegenüber in einem Verhältnis der ‚Sammlung' und ‚Andacht' stünden (p. 24)?

Ausgerüstet mit einigen starken Konzepten, wandert Irigaray durch die Philosophiegeschichte und entdeckt in heterogenen Diskursen dieselbe verhängnisvolle Bewegung: eine Tendenz, die Eigenheit (oder ‚Eigentlichkeit'?) des Weiblichen mitzudenken, dann plötzlich ein Anhalten, ein Bruch oder eine Rücknahme des Begonnenen. Irigaray versucht also, weiterzugehen. So hält sie z. B. an einem Liebesbegriff fest, der im platonischen „Gastmahl" zwar von Diotima eingeführt, dann aber wieder fallengelassen würde, nämlich das ‚dialektische' Konzept des Eros als einer ‚Vermittlung', die auf ein ‚Werden' ziele, dessen ‚Schicksal' fundamental ‚offen' sei (p. 27–39). Die sokratesische Darlegung gelangt aber zum Gegensatz von körperlicher und sublimierter Liebe, sobald sie den Eros der Fortpflanzung unterwirft. Wenn Irigaray bei ihrer Levinas-Lektüre (p. 173–199) davon spricht, daß ‚Liebende' („amants"), die sie den ‚Geliebten' („aimés") gegenüberstellt, sich gegenseitig ‚in Unsterblichkeit zeugen' (p. 177), könnte man hier die (Wieder-)Geburt einer Alteritäts-Romantik feiern oder fürchten... doch im ‚Wiederankunft' („parousie") überschriebenen Kapitel wohnt man außerdem einer quasi-theologischen Meditation bei, die in etwas billigen Formulierungen den ‚Chiasmus' zwischen einer ‚Vergeistigung' der Frauen und einer ‚Verkörperlichung' der Männer preist (p. 139–141). Zuvor aber entwickelt Irigaray ihre Konzeption von der Genese der (Selbst-)Liebe.

Bei ihrer Befassung mit der aristotelischen Orts-Problematik ruft sie ins Gedächtnis zurück, daß die männliche Kultur doch von einer ständigen Suche nach dem Ursprung des Ursprungs besessen sei, ein ideen-, personen- und zeichensubstituierender ‚regressus ad infinitum', dessen Garant ‚Gott' (bzw. ein Ideal) war, der letztlich aber ‚die' MUTTER als materielle Bedingung verdrängte. Daher vermag Irigaray auch, in einer interessanten Neufassung der Libidotheorie den unbewußten ‚Muttermord' zum Angelpunkt ödipaler Kastrationsfurcht zu machen und die Asymmetrie in der psychosexuellen Entwicklung der Geschlechter aus der verschiedenartigen ‚Ent-Narzisierung' (Safouan) abzuleiten: „L'angoisse de la castration ne serait-elle pas remémoration inconsciente du sacrifice qui consacre l'érection phallique comme unique valeur sexuelle?"[39] Dadurch, daß Irigaray davon ausgeht, daß unsere Kultur historisch und ontogenetisch auf einem „matricide"[40] beruht, infolge dessen Phallus und Penis Mutterstelle vertreten, wird einsichtig, warum männlicher Narzißmus über eine reflexive und transitive Identitätslogik geschaltet ist[41] und deren zeitliche Dynamik auf der Spannung zwischen dem ‚Nie wieder' und dem ‚Noch nicht' insistiert: Glaube, Hoffnung und Nostalgie.

Vorläufige ‚Wohnung' für Männer wird die in der Ehe & Familie gefangene und austauschbare FRAU/MUTTER. Da die archaische Mutter das Irrepräsentable blieb, entstand eine Sein-/Haben-Dialektik, die jene des ‚Phallus' bei Lacan[42] umkehrt: Die FRAU ‚ist' der Ort, der MANN will ihn ‚haben'. Weil der MANN aber seinen Ort nur in der FRAU finden konnte, konnte sich diese ihren Ort nicht aneignen. Ihre in der Sexual- und Reproduktionsfunktion entfremdeten ‚Hüllen' schützen ‚die' FRAU nicht und ‚der' MANN findet in seinen Partnerinnen nicht die ‚Grenze', welche ihm die körperliche Identität einer konkreten autonomen Frau bieten könnte (41 ff., 54). Was aber wäre weibliche Sexualität?

Das Halboffene der weiblichen Organe und das Flüssige der weiblichen Lust charakterisieren sie zwar, aber Irigaray betont in diesen Merkmalen vor allem die Kontiguität der Berührung der Hüllen, die Möglichkeit einer anderen ‚Logik' und ‚Ökonomie' durch Juxtaposition, Austausch, Übergänge zwischen Innen/Außen und einem „dépassement de l'entropie sans décharge", was sich am besten mit Hilfe „dissipativer Strukturen" erfassen ließe (p 120). Durch diese Eigentümlichkeiten, die als potentielle prädiskursive Körpererfahrungen (p. 143) phänomenologisch kategorisiert werden, schafft weibliche Sexualität einen ‚Ort der Transzendenz des sinnlich Wahrnehmbaren' (p. 57) durch Überschreitung des Visuellen. Somit kann die Reduktion auf ein ‚Gefäß' umgestimmt werden zur Behauptung kreativer Rezeptivität (p. 59).

Dank einer ‚Leidenschaft', die auch den Mann bewegte, der der Frau seinen Körper als Ort zur Verfügung stellen würde, würde der heterosexuelle Koitus zum ‚göttlichsten Akt' (p. 55), und das ‚Nest' für Kinder stünde bereit, sollte die Frau das ihrige gefunden haben (p. 140).

Irigaray, die ihre philosophischen Interpretationen oft in Form von Fragen formuliert, geht wie Kristeva davon aus, daß sich ‚Liebe' auf ‚Selbstliebe' errichtet[43]. Historisch ist die Nutzung des Weiblichen Bedingung männlichen Narzißmus': in der Mutterschaft erhält der phallusfixierte Mann sein Potenzzeugnis. Weil das weibliche Begehren aber nicht vorzeigbar ist und im Dunkeln bleibt, investieren Frauen lediglich in die Bilder ihrer Kinder, ins Residuale. Neben diesem kritischen Rekurs auf umzudeutende Wesensprädikate der Weiblichkeit kommt Irigaray auf neue Bestimmungen: Frauen verlegten ‚Transzendenz' eher in die ‚Weite' als in die ‚Höhe' und für sie sei der ‚narzißtische Einschnitt' eher in der Zeit als im Ort gegeben (p. 67).

Freuds These vom Wechsel des ersten Liebesobjekts beibehaltend, führt Irigaray die Trennung von der Mutter, dem Vor- und Nicht-Symbolischen, als Grundübel weiblicher Selbstkonstitution an (p. 68). Durch das Dazwischentreten des Vaters/Mannes bleibt nicht nur die Mutter-Tochter-Beziehung undifferenziert, sondern werden Schwestern-Bündnisse zutiefst verdorben (p. 66): „Elles sont à la fois complices et rivales." (p. 101). Irigaray fragt sich auch an anderer Stelle sehr zurecht, wie denn eine Tochter überhaupt eine Identität aufbauen könne in bezug auf eine Mutter, die zur Funktion reduziert ist[44]. Die Mutter-Tochter-Allianz sei jedoch, wäre sie nicht auf dem Niveau der Bedürfnisbefriedigung geblieben, d. h. im stummen Füttern erstickt[45], das größte Explosiv für die Gesellschaft. – Aus dieser Analyse folgt, daß weibliche Homosexualität noch oft abrutscht in ‚maskuline', regressive oder kompensatorische Modi (p. 101 ff.), kurz: in eine ‚père-version'.

Da Frauen ihr Geschlecht weder sehen noch sichtbar machen konnten, ver-/mißachteten sie sich und waren stets auf äußere Anerkennung (via Mutter/Mann) angewiesen. Sie konstituierten sich also nie wie ‚Ikonen' (Insistenz des Unsichtbaren im Sichtbaren), sondern immer nur wie ‚Idole' (Sichtbares ohne

Unsichtbares) oder ‚Fetische' (Verborgenes), – eine Unterscheidung Irigarays, die auf das phänomenologische Kapitel verweist.
Nachdem die Autorin von Descartes die erkenntnisfördernde Leidenschaft der ‚Bewunderung' (für Alterität) übernommen hat und an Spinoza demonstrierte, daß männliche Konzeptbildung in einem auf Verdrängung basierenden Kausaldenken verläuft (p. 75–97), kommt sie dort an, wo die Ethik der Geschlechter beginnt, beim Gemeinsamen erstaunlicherweise! Denn, so ihre Argumentation, ohne das ‚Selbe' des ‚Anderen' wäre letzteres ja gar nicht zu erkennen (p. 97), was banal ist. Wahrnehmung zumindest ist beiden Geschlechtern gemein, das Problem persistiert aber darin, daß Frauen kein selbstgemachtes ‚Selbst' besitzen, mit Hilfe dessen sie das Andere erst voll zu erkennen vermöchten, und fraglich ist obendrein, ob ein solches weibliches ‚Selbst' immer mit sich identisch wäre, was Irigaray bezweifelt (p. 111).
Da ‚die' FRAU kulturhistorisch nur als ‚Jungfrau (Hure)/Mutter' konzipiert wurde, ist es bezeichnend, daß auch das freundschaftliche Bruder-/Schwester-Paar (von Hegel bis Musil) tragisch ist. Die Schwester findet im Bruder nicht das Bild, das ihr erlaubte, aus dem ‚unmittelbar Universellen' der Familie auszubrechen und ihre Einzigartigkeit zu affirmieren. Für Irigaray verweist die Sinnkrise der modernen Epoche wie resümierend auf eine männliche Zivilisation, die ihre eigene Nicht-Neutralität verkannt hat und eine Schuld gegenüber dem Mütterlichen abzutragen hätte (p. 121 f.).
Dieses Verkennen und Vergessen von Elementarstem, wie z. B. der Luft (p. 122 f.), manifestiere sich nicht allein im Sinnverlust, sondern fange beim Sinnenverlust, der Konstitution der Erfahrung aus männlichem Blick-Winkel an. Nach Merleau-Ponty ‚schließt' der Gesichtssinn den ‚perzeptiven Körper' (p. 163), obwohl die Berührung ontogenetisch dem Blick vorausgeht. Hier findet man wieder das gleißende Privileg des Visuellen. Die Unterscheidung, die Irigaray einführt, zwischen dem ‚Seherischen' („voyance") der schwangeren Mutter und dem ‚Voyeurismus' der Söhne (p. 146) wirkt noch wie eine Umkehrung: die Aufwertung innerkörperlicher Sinneserfahrungen (wie Atmen, Verdauung, Blutkreislauf, etc.). Es fragt sich, ob die Vorherrschaft des Sehens nicht wenigstens z. T. dadurch unterstützt wurde, daß dieser Sinn phylogenetisch auf ökonomischste Weise Entropie-Reduktion zuließ...
Erst, wenn ‚die' FRAU aufgehört hat, Mutterkuh, Sexpuppe und Vestalin zu sein, kann sie zur ‚aktiv Liebenden' (cf. Wittig) aufsteigen. Geleitet von Levinas' „Phänomenologie des Eros", zieht uns Irigaray noch einmal in die herzzerreißende Situation der traditionellen ‚Geliebten', dieses lebendigen Spiegels, dieser profaniserten Frau (p. 159 f., 180 ff.). Damit der Geliebte sich in um so höhere Sphären aufschwingen kann, muß sein Gegenüber in den Abgrund des Tierähnlichen, Infantilen oder Mütterlichen hinabgestoßen werden (p. 182 ff.). Der solcherart Entmenschlichten bleibt nichts übrig, als sich in die Identität des männlichen Partners zu retten. Dieser aber sucht zwar nur den Vater, das Ideal in ihr, rückt sie aber unwillkürlich in die Position der Mutter, indem er sie mit jenen Eigenschaften belegt, die er an sich nicht erträgt. Nur die Alterität autonomer ‚Liebender', die sich ab und zu aus ihrer Einsamkeit heraus begegnen, schützt sie vor dem ‚Fall' in fatale Projektionen:
„Goût de l'affect avec et pour l'autre. (...) L'autre non transformable en discours, fantasmes ou rêves, l'autre qu'il m'est impossible de substituer à quelque chose, à quelque dieu, par ce toucher à et de lui dont mon corps garde mémoire" (p. 198).
Zum Schluß einige kritische Erwägungen, die selbstverständlich zur Diskussion stehen: Gibt es nicht einen Zusammenhang zwischen Irigarays Adoption eines bestimmten philosophischen Diskurstyps und ihren z. T. traditionellen utopischen Momenten des Absoluten, Sakralen, Reinen und Positiven der ‚Alterität', die ihrerseits leer, abstrakt, eine zu entdeckende bleibt? Auffällig ist auch die Hinwendung zu religiöser Metaphorik und christlichem Gedankengut (cf. Kristeva). Gehen in die weiblichen Körpererfahrungen nicht doch herkömmliche Wesensqualitäten des Weiblichen ein?
Irigaray begreift ‚Perversionen' nicht als befreiende Chance, sondern als partielle, technokratische Sexualität. Weil das vereinigende Element der ‚Liebe' fehle, seien sie eine Art ‚Atomspaltung' des Subjekts (p. 136). Verkennt die Philosophin mit diesem Verdikt nicht eventuell dezentrierende Wirkungen homosexueller Lebensstile? Liegt nicht in der Taktik der Inversion, der (Dis-)Simulation und distanzierten, provisorischen Aneignung mancher männlichen Werte (z. B. Kohärenz, Effizienz) auch eine strategische Stärke, wie sie z. B. in der Verteidigung einer weiblichen ‚Virilität' (Wittig, Pastre, Johnston) anklingen würde?

III. Genre – Kritik und ‚weibliches' Schreiben

Plädiert Wittig implizit für ein ‚Andersleben' in der Lesbengemeinschaft, so fordert Irigaray offensichtlich das ‚Andersdenken', auch der Homosexualität, als ersten Schritt. Beide treffen sich aber mit anderen Autorinnen[46] in dem Bemühen, männlich bestimmte Diskursivität aufzulösen. Versucht Irigaray in einer ‚Theoriepoesie', die ideologische Trennung von Theorie und Fiktion zu überwinden, so verschwimmen diese Komponenten bei Cixous zu einem meist vieldeutigen ‚Gesang', während Wittig in der Satire eindeutigere Botschaften mitteilen will. Trotz unterschiedlicher politischer Positionen arbeiten französische Feministinnen an einem ähnlichen Projekt textueller ‚Dekonstruktion', so z. B. durch die Kritik des grammatischen Geschlechts, die Auflösung traditioneller Gattungen und der narrativen Strukturen (Linearität, Temporalität, Teleologie, Ereignischarakter), die Simulation des (Auto-)Biographischen, den Einbezug theoretischer Ideen, die Fragmentierung der Syntax, Körpermetaphorik und Wortspiele (z. B. Deformation, Neologismen, Lautmalerei).
Wittig antizipierte Einsichten der feministischen Soziolinguistik und verwies wie Irigaray auf die Universalisierung des männlichen (Diskurs-)Subjekts: „Le sujet se dit toujours en un seul genre."[47] Im lesbischen ‚Anti-Bildungsroman' „Opoponax" (1964) benutzt Wittig unpersönliche Konstruktionen mit dem Indefinitpronomen „man" („on") zum Zwecke narrativer Distanzierung. Indem sie den meisten Sätzen die Formel ‚man sagt, daß (z. B. Catherine Legrand auf Valérie Borges wartet)' (p. 239) vorausschickt, führt sie eine zusätzliche Erzählinstanz ein, die dank ihrer zitationellen Kraft auch einen weiteren Grad an Verzerrung impliziert. Doch diese indirekte Berichterstattung entspricht nicht nur einer ironischen Skepsis gegenüber Kommunikation, sondern auch der Absicht, Identitäten aufzulösen. Im selben Roman gebraucht Wittig ‚man' als Kollektivpronomen für unterschiedliche Akteurgruppen (z. B. Schüler, Freundinnen), z. B. ‚man wandert', aber auch ‚man hat die Haare in den Augen' (cf. p 231). Die französische Verweisform „on", deren Etymologie (von lat. „homo") in der Alltagssprache völlig unbewußt bleibt, ersetzt hier die Pronomen der 3. Person Singular und Plural beiderlei Geschlechts („il(s)/elle(s)"). Außerdem verwendet die Autorin die Proform wie im volkstümlichen Sprechen in der Bedeutung von ‚wir' (z. B. „on y va"). Ihr ausgiebiger Gebrauch dieses Partikels entrückt vom narrativen Geschehen, das man wie durch ein Fernrohr betrachtet und neutralisiert bzw. ent-identifiziert zwei Mädchen, die sich ineinander verlieben. Die zahlreichen Eigennamen, die die Schüler auch bloß formell individualisieren[48], laufen im magischen ‚Kryptonamen'[49] des „Opoponax" zu-

sammen, der vielleicht für Weibliches (Begehren) steht (cf. p. 161). Erst im letzten Satz des Romans gibt sich die erste Person Singular sozusagen nachträglich als ‚versteckte' Erzählerin und Hauptfigur aus: „On dit, tant je l'aimais qu'en elle encore je vis." (p. 253).

In „Les Guérillères" (1969) dagegen wählt Wittig den im Französisch vorhandenen weiblichen Plural „elles" als Erzähl- und Handlungssubjekt, das sich auf die ‚Kriegerinnen' und Frauen i. a. bezieht; dabei benutzt sie – wie andere moderne Autoren – die „nicht-referentielle Verweisform"[50] wie eine deiktische. Wittig versucht zusätzlich, geschlechtsunbestimmte Pronomen zu ‚feminisieren' (z. B. jemand, weibl. „quelqu'une"), auch wenn dies ungebräuchlich ist. Sie ist also sehr genrebewußt. Der Text, der von regelmäßigen Listen weiblicher Vornamen, – per definitionem multi-referentiell –, unterbrochen ist, enthält auch eine große Anzahl beliebig wirkender Eigennamen für weibliche Akteure (z. b. „Hélène Myre", aber auch „Françoise Barthes", auch ausländische, die aber in ihrer schnellen Abfolge und Attributslosigkeit die erzählenden/handelnden Frauen paradoxerweise gerade zum Kollektiv machen.

Im „Corps lesbien" (1973), wo ja ein weiblicher ‚Dual' inszeniert wird, sind sämtliche Personal- und Possessivpronomen der 1. Person Singular, d. h. der weiblichen Adressantin, durchstrichen („j/e", „m/e", „m/oi"). Das lesbische Äußerungs- und Aussagesubjekt präsentiert sich hier als (lacaniensisch?) gespaltenes und überläßt dem ‚Du' seine Ganzheit. – Im jüngsten Prosafragment Wittigs, „Paris-la-Politique" (1985)[51], dehnt Wittig explizit die Pluralform „elles" auch auf männliche Individuen aus, ähnlich wie es die Linguistin L. Pusch in einem theoretischen Artikel mit markierten weiblichen Nomen tut, wenn sie z. B. von „männlichen Linguistinnen"[52] spricht. Denn die „motivierte Form zur Bezeichnung weiblicher Menschen" ist eine „sprachliche Diskriminierung... ersten Ranges"[53]. Ob Wittig aber die ‚Sprache lesbianisiert', wenn sie Osiris in eine Homosoxuelle verwandelt[54], sei dahingestellt.

Während etwa Jill Johnston dem autobiographsichen ‚Ich' seine narzißtische Spitze nimmt, indem sie es im Englischen klein schreibt, verleiht ihm Irigaray personale Vieldeutigkeit neben weiblicher Eindeutigkeit: Die Äußerungs- und Aussagesubjekte beziehen sich dem Kotext entsprechend auf die Autorin, die Erzählerin, das autobiographische Subjekt, ein beliebiges weibliches Individuum oder sogar den Mythos FRAU, in verschiedenen kulturhistorischen und lebensgeschichtlichen Stadien. In ihrem philosophischen Diskurs rehabilitiert Irigaray zwar wieder ‚Klassennamen', um Allgemeines zu designieren, und in „Passions élémentaires" (1982) zögert sie die Genre-Markierung des angesprochenen ‚Du' anfangs der Spannung halber hinaus, doch insgesamt scheint es Irigaray weniger um eine systematische Reform des grammatischen Geschlechts zu gehen. Im Prosafragment „Et l'une ne bouge pas sans l'autre" (1979), einem fiktiven Zwiegespräch mit der Mutter, betont Irigaray die ‚Sackgasse' dieser weiblichen Relation mit pronominaler Verdoppelung: „Tu me/te donnes à manger. Mais tu me/te donnes trop... Garde toi/moi aussi dehors. Ne t'engloutis pas, ne m'engloutis pas..." (p. 9).

Wie Cixous arbeitet Irigaray stärker als Wittig mit semantischer Polysemie, entgleisten Metaphern, (rhetorischen) Fragen, Wortspielen („errante en mal d'identité"[55]), Homophonien („J'aimerais que tu casses cette montre, et que tu te montres à moi"[56]) oder hymnischen Paraphrasen wie „L'une séparée de l'autre. L'une manquant de l'autre. Deux mortes éloignées l'une de l'autre."[57] Auffällig sind ihre ‚Chiasmus'-Konstruktionen („Oublie toi en moi, moi en toi"[58] und zuweilen pathetischen Oppositionen („Te sauver exige que je meure"[59]). Aufgrund des theoretischen Anliegens enthalten Irigarays fiktionale Texte viele Abstrakta, die im Kontext unspezifisch bleiben, z. B. „différence", „devenir", „tout", etc. Die ‚femininen' ‚Überkreuz'-Figuren werden im Dialog mit ‚dem' Mann oft zerbrochen: „Je te caresse, tu me caresses, sans unité – ni de toi, ni de moi, ni de nous."[60] Irigaray arbeitet auch mit illokutionären Differenzierungen[61]. Affirmative Sätze dem Geliebten gegenüber stellen sich nach und nach semantisch als ‚Sprechakte' des Vorwurfs und der Anklage heraus: „Tu ne me rencontres jamais"[62], aus denen Imperative folgen: „Va, ne retourne plus. Laisse-moi la chance de devenir encore."[63] Die weibliche Differenz erscheint meist in Form von Setzungen: „Je vis ailleurs."[64]

Cixous, die das „Empfangen" als „Wissenschaft der Frau" und „beste Gabe" ausgerechnet am Verständnis für die iranische Revolution ausprobiert[65], scheint ‚weibliches Schreiben'[66] theoretisch in einem ziemlich konventionellen Sinne zu begreifen. Cixous definiert „Schrift" als eine „libidinöse Produktion", die „Subjektivität" in ihre „Beziehungen zum Anderen" einschreibt[67]. Frei nach Virginia Woolf[68] ist literarisches Schaffen für sie bisexuell, ein Ausdruck, den Cixous neuerdings durch „Liebe mit einer Frau und mit einem Mann"[69] ersetzt. Fließende Übergänge zwischen Männlichkeit/Weiblichkeit versprechen eine gewisse ‚Unend(t)scheidbarkeit' (Derrida) literarischer Texte. Denn von Frauen geschriebene Werke sind nicht automatisch ‚weiblich'; ‚weibliche Texte' hingegen sind solche, die „singen", die „verschiedenen Personen eines Subjekts" zu einem „Choral" versammeln, „mehr Körper als Bilder" produzieren, d. h. „sehr wenig spekulär" und „jenseits, vor der Grammatik, weit entfernt vom Gesetz"[70] angesiedelt sind. Cixous verankert das weibliche Vermögen, wie Rilke oder Clarice Lispector „Dinge zu fassen", aber irgendwie wieder in ‚Natur', einer inhärenten Muße und Geduld: „Sehen um zu sehen, das ist die Wissenschaft vom Anderen", und Frausein heißt, „ein Ding mit seiner Fremdartigkeit eintreten zu lassen"[71].

In ihrer eigenen Schreibpraxis greift Cixous auf etliche der erwähnten Prozeduren textueller De-Konstruktion zurück. Im Unterschied zu Irigaray etwa bleiben ihre spielerischen Deformationen aber merkwürdig vieldeutig und wertemäßig ambivalent: „Mon corps a un Secret. A qui se révéler? Pas à moi. A l'amour."[72] Und zum Thema ‚Bisexualität': „J'ai dit pénis? N'empêche qu'il fut le signe le plus heureux d'une infinie féminité. (Mon coeur bat dans ce ventre où se dresse le double sexe)." „Je suis mal née! Née mâle..."[73]

Annette Runte

Bibliographie

Monique Wittig, „L'Opoponax", Paris 1964 (Minuit), hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe von 1971 (1018)

dies., „Les Guérillères", Paris 1969 (Minuit)

dies., „Le corps lesbien", Paris 1973 (Minuit)

dies., „Le Brouillon pour un dictionnaire des Amants" (mit S. Zeig), Paris 1975 (Grasset)

dies., „Virgile, non", Paris 1985 (Minuit)

Luce Irigaray, „Et l'une ne bouge pas sans l'autre", Paris 1979 (Minuit)

dies., „Passions élémentaires", Paris 1982 (Minuit)

dies., „Le corps-à-corps avec la mère", Ottawa 1981 (Edit. de la pleine lune)

dies., „Ethique de la différence sexuelle", Paris 1984 (Minuit)

dies., „Parler n'est jamais neutre", Paris 1985 (Minuit) (= Artikelsammlung)

Anmerkungen

1 cf. z. B. die Zeitschrift „Questions féministes" oder die Kollektivwerke „Partisans. Libération de la femme", Paris 1974 (Maspéro) und „Les femmes s'entêtent", Paris 1975 (aus: „Les Temps Modernes")

2 cf. *Annette Runte,* „Lippenblütlerinnen unter dem Gesetz", in: Die Schwarze Botin, Nr. 5, Berlin 1977, p. 35–42
3 cf. z. B. Artikel in „Le Monde" vom 14./15. 7. 1985; symptomatisch ist, daß die Zeitschrift „Hebdo" 1983 eingestellt werden mußte
4 cf. z. B. *Cathy Bernheim,* „Perturbation, ma soeur. Naissance d'un mouvement de femmes", Paris 1983 (Seuil), p. 14 f.
5 *Maité Albistur/Daniel Armogathe,* „Histoire du féminisme français. Du Moyen Age à nos jours", Paris 1977 (Tendance PSY + POL) vs. Annie De Pisan/Anne Tristan, „Histoires du M. L. F." (Préface de Simone de Beauvoir), Paris 1977 (Calmann-Levy)
6 *M. Wittig,* Vorwort zu Djuna Barnes, „La passion", Paris 1982 (Flammarion), p. 7–21, hier: p. 16
7 *H. Cixous,* „Weiblichkeit in der Schrift", Berlin 1980 (Merve)
8 cf. *L. Irigaray,* „La misère en psychoanalyse" (1977), in: „Parler n'est jamais neutre", a. a. O.
9 *M. Wittig,* „Le cheval de Troie" (1984), in: Vlasta, Nr. 4, Paris 1985, p. 36–43
10 siehe: Bibliographie
11 zit. nach *H. Vivienne Wenzel,* „Le discours radical de Monique Wittig", in: Vlasta, Nr. 4, a. a. O., p. 46
12 ibid.
13 *M. Wittig,* Vorw. zu D. Barnes, a. a. O., p. 14
14 cf. dagegen z. B.: *Ulla Link-Heer,* „geschlechts-palimpseste. die ‚hommes-femmes' bei marcel proust", in: kulturRevolution. zeitschrift für angewandte diskurstheorie", Nr. 9, Bochum 1985, p. 63–66
15 *M. Wittig,* Vorwort..., a. a. O., p. 10 f., und dies., „Le cheval de Troie", a. a. O., p. 41
16 *M. Wittig,* Vorwort..., a. a. O., p. 9 f.
17 *M. Wittig,* „Les Guérillères", a. a. O., p. 192, cf. p. 93
18 *Jill Johnston,* „Gullible's Travels", New York/London 1974, p. 21
19 ibid., p. 67
20 ibid., p. 58
21 ibid., p. 127
22 ibid., p. 94
23 *N. Sarraute,* „L'ère du soupcon. Essais sur le roman", Paris 1956 (Gallimard)
24 *M. Wittig,* „Les Guérillères", a. a. O., p. 80
25 *M. Wittig, „Le corps lesbien", a. a. O., p. 11–13*
26 *Evelyne Auvraud,* „La passion active", in: Lesbia, Nr. 31, Sept. 1985 (Paris), p. 21
27 *Geneviève Pastre,* „De l'amour lesbien. Femmes en mouvement", Paris 1980 (Pierre Horay), p. 45 und 39
28 ibid., p. 54, cf. p. 47
29 bid., p. 48
30 *H. Vivienne Wenzel,* a. a. O., p. 47
31 *M. Wittig,* Vorwort..., a. a. O., p. 20
32 *L. Irigaray,* Ethique..., a. a. O., p. 140
33 *J. Derrida,* „Le facteur de la vérité", in: Poétique, Nr. 21, Paris 1975, p. 96–148
34 *L. Irigaray,* „Speculum de l'autre femme", Paris 1974 (Minuit) und dies., „Waren, Körper, Sprache. Der ver-rückte Diskurs der Frauen", Berlin 1976 (Merve) sowie dies., „Unbewußtes, Frauen, Psychoanalyse", Berlin 1977 (Merve)
35 cf. *Irigarays* linguistische Artikel in: „Parler n'est jamais neutre", a. a. O.
36 *L. Althuser,* „Philosophie et philosophie spontanée des savants", Paris 1974 (Maspéro)
37 *L. Irigaray,* „Misère de la psychoanalyse" (1977), in: „Parler...", a. a. O.
38 *L. Irigaray,* „Le praticable de la scène", ibid., p. 239–253
39 *L. Irigaray,* „Le corps-à-corps avec la mère", a. a. O., p. 17–27, hier: p. 25
40 ibid., p. 15
41 *L. Irigaray,* „Communication linguistique et spéculaire" (1966), in: „Parler...", a. a. O., p. 15–35
42 *A. Runte, "Transsexualismus in der Lacan-Schule", in: Psyche, Nr. 9, 39. Jg., p. 830–863*
43 cf. A. Runte, „Julia Kristeva. Histoires d'amour", in: Die Schwarze Botin, Berlin, Juni 1984
44 *L. Irigaray,* „Le corps-à-corps...", a. a. O., p. 61 ff., 86
45 *L. Irigaray,* „L'une ne bouge pas sans l'autre", a. a. O.
46 z. B. *Hélène Cixous, Catherine Clément, Michèle Causse,* etc.
47 *L. Irigaray,* „Misère de la psychoanalyse", a. a. O., p. 253, cf. 259
48 *Saul Kripke,* „La logique des noms propres", Paris 1980 (Minuit)
49 zit. nach *Susanna Stampanoni,* „Un nom pour tout le monde: l'Opoponax de Monique Wittig", in: Vlasta, Nr. 4, a. a. O., p. 89–95
50 cf. *W. Kallmeyer* u. a., „Lektürekolleg zur Textlinguistik", Bd. 1, p. 215 f., Frankfurt/M. 1974 (Fischer Athenäum)
51 *M. Wittig,* „Paris-la-Politique", in: Vlasta, Nr. 4, a. a. O., p. 8–36, Anm. 1
52 *Luise F. Pusch,* „Das Deutsche als Männersprache", Frankfurt 1984, p. 101
53 ibid., p. 59
54 nach *Namascar Shaktini,* „Le déplacement du sujet phallique: l'écriture lesbienne de Monique Wittig", in: Vlasta, Nr. 4, a. a. O., p. 65–77
55 *L. Irigaray,* „Passions...", a. a. O., p. 19
56 *dies.,* „L'une ne bouge pas...", a. a. O., p. 10
57 *dies.,* ibid., p. 15
58 *dies.,* ibid., p. 13
59 *dies.,* „Passions...", a. a. O., p. 28
60 *dies.,* ibid., p. 72
61 gemäß der angelsächsischen linguistischen Pragmatik (Austin, Searle)
62 *Irigaray,* „Passions...", a. a. O., p. 59
63 ibid., p. 103
64 ibid., p. 41
65 *H. Cixous,* „Weiblichkeit in der Schrift", a. a. O., p. 10 f.
66 ibid., p. 67 ff.
67 ibid., p. 67
68 ibid., p. 78–81; cf. *Viginia Woolf,* „Ein Zimmer für sich allein", Berlin 1978 (Gerhardt Verlag), p. 91 ff.
69 *H. Cixous,* a. a. O., p. 71
70 ibid., p. 79
71 ibid., p. 15
72 *H. Cixous,* „Souffles", Paris 1975 (Edit. Des Femmes), p. 215
73 ibid., p. 56 und 88

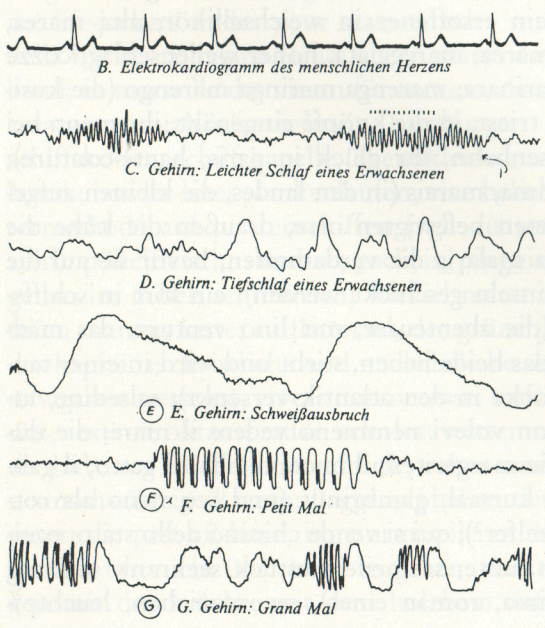
Worte zum Feminismus.

Immer wieder klagen Frauen über ihre Bewegung, sie sei nicht mehr das, was sie angeblich war. Böse Zungen behaupten sogar, die weibliche Rede sei ein menstruelles Phänomen. Dem Mangel an Begriffslosigkeit wollen wir mit einigen Erklärungen abhelfen. Daher ein bisher leider noch unvollständiger Kanon.

FAMILIE (f.)

Bisher nicht offiziell anerkannte Vereinigung im Sinne des § 129 (Verbot der Bildung krimineller Vereinigungen). Im Falle der **F.** hat sich der Staat bislang seiner notorischen Bildungsfeindlichkeit enthalten, der Bildung der **F.** leistet er vielmehr mit verschiedenen Mitteln (z. B. Geld) energisch Vorschub im Interesse des Nachschubs. Amtlicherseits gilt die **F.** als „Keimzelle" von allem, was als gesellschaftlich relevant empfunden wird, und dazu gehört in D.U.S. (in voller Länge: „in diesem unserm Staat"; nach grammatischer Logik werden seine Einwohner/innen Dussel genannt) vor allem Politik, Kultur und gewöhnliche Kriminalität.
Die **F.** verdient folglich, in den illustren Kreis der vom § 129 „Betroffenen" aufgenommen zu werden, zumal sie auch an terroristischer Energie den anderen in nichts nachsteht.

Pike Biermann



B. Elektrokardiogramm des menschlichen Herzens

C. Gehirn: Leichter Schlaf eines Erwachsenen

D. Gehirn: Tiefschlaf eines Erwachsenen

E. Gehirn: Schweißausbruch

F. Gehirn: Petit Mal

G. Gehirn: Grand Mal

Gehirn - Geschlechtsdimorphismus

Auf eine Waage gelegt, wiegt das menschliche Gehirn 1330 Gramm. Das ist ein Mittelwert. Bezüglich Gehirngewicht und Schädelvolumen ist ein signifikanter Unterschied zwischen den Geschlechtern zu beobachten. Nach Spann und Dustmann besitzen männliche Erwachsene im Durchschnitt 8,3 Gramm Gehirn pro Zentimeter Körpergröße, Frauen dagegen nur 8,0 Gramm, was für die Männer einen leichten Vorteil von durchschnittlich 45 Gramm bei einer Größe von 1,65 Meter ergibt. Ein solcher Geschlechtsdimorphismus ist auch bei den Menschenaffen vorhanden. Unterschiede bestehen auch hinsichtlich Form und Oberfläche des Balkens (Corpus callosum), jenes Faserstranges, der die beiden Hirnhemisphären, die linke und die rechte, miteinander verbindet und dessen hinterer Teil bei Frauen breiter ist als bei Männern. Diese Geschlechtsdifferenzierung wird von einem hormonalen Kommunikationsnetz gesteuert, das seinerseits der Kontrolle der Gene unterworfen ist, wie die Wissenschaft zu berichten weiß.

Liesl Ujvary

Über Hausarbeit

Für den Bundeskanzler

Nicht eigentlich kann man es solistisch anmaßend wissen: ob nun der gnadenreiche Heiligkeitsstatus des Hausrats bloß ein schlechter, doch hoffnungsvoller Witz sei, oder aber, ganz seriös, die lautere Wahrheit. Wie sich entscheiden? Freilich schlicht demokratiegemäß staatsbürgerlich intersubjektiv (um nicht sogleich zu sagen wissenschaftlich): was eindeutig heißt – man möge es demnach mit den oft neckischen Serenitäten zwischen den Sterblichen, weiblich, und ihren huldvollen Göttern (dem Einen Gott auch des Hauses) in den Satyrspielen der Werbung nicht übertreiben! –, er ist die ernste lautere Wahrheit der Haushaltsgegenstände und -geräte, zur Zeit gar mit der moralisch-altruistischen Obligation der Arbeitsplätze-Erhaltung indiziert.

Folgenreich dieses von der breitesten Mehrheit getragene Votum. Es macht nämlich zwingend, daß es keine imperfekten Dinge – verschmutzende, verschleißende, verrottende, kaputtgehende (reparabel und/oder nicht) – geben kann. Im Scheine dieses negativen Dingcharakters widerspiegelt sich ausschließlich – welche Hausfrauenverantwortung also! – rein subjektives Versagen: rein nur die mangelnde Opferbereitschaft der Konstitution vollendeter Wartungskraft. Ja, man muß soweit gehen und geltend machen, daß einzig die im Körperinneren faulenden, nicht geopferten: nicht schon in dienstbare Arbeits-

(Wartungs)energie transfigurierten Fleischreste wie die Wiederkehr verdrängter Faulheit als diese scheinbar nur objektiven Mißqualitäten begegnen - gestufte Gebrauchsbeeinträchtigung als Rache für solchen inneren, sich, wenn man nicht achtgibt mißverständlich, außen-reflektierenden Materialismus. Um es nochmals zu sagen: Schuld an jeglicher Art von dringlichem Störfall haben einzig die fleischlichen Menschen, zumal - auch dieses muß frei von jedem Ressentiment gesagt sein - im Hausbereich mindest die Frauen. Nicht daß man ihnen die ausgeprägtere Mitgift an Sinnlichkeit, die widerständigen Relikte einer anderen, sich in sich verbrauchenden, nicht linear fortschreitenden, also zyklischen Denkungsart zum Vorwurf machen könnte - das ergibt wegen der Natürlichkeitsvorgabe derselben keinen Sinn -; als zweifelhaft aber erweist sich die diesem Naturelement aufgesetzte supplementäre Leidenschaft seiner Universalkopie: just auch übertragenerweise vom zyklischen Metabolismuswesen schier nicht ablassen zu wollen. Insofern - nur insofern - macht das andere Geschlecht die Hauptschuld dinglicher Dysfunktionalitäten - wahrscheinlich den Hauskontext überbordend - aus, so daß die Klage über die Mediävistik der Haushaltstechnologie im Vergleich etwa zu der der Raumfahrt überhaupt nicht verfängt: ist doch das Wesen der Frau so beschaffen, daß sie ihren angestammten Ort als einen immer veralterten selber wünscht.

Wesenskorrekturen aber wären nach der Extremdisziplin der Neutronenbombe - nach Ottos ungehörigem Scherz das Reinigungsmittel „Raus" (raus mit der Hausfrau aus der alleine durch sie - unsichtbare Mini-Metabolismusabsonderungen der Haut etc. - verschmutzten Wohnung, zumal der Küche) - durchaus vergönnt. Zu denken wäre dabei in erster Linie an die angemessene Ermäßigung dieser Spitzenzucht zum Lohn für Hausarbeit, dessen Autonomisierungsanreiz die innere Opferwilligkeit zum Zweck der Aufhebung der - scheinbar objektiven - Rationalitätsgefälle gewißlich förderte.

Auf diesem Wege erwüchse der Hormontherapie des prämenstruellen Syndroms - dieser typischsten, zur Ausdehnung auf den gesamten Monat neigenden Hausfrauenkrankheit - eine außermedizinisch-politische Stütze. Dieses Leiden nämlich vermag nicht Rand zu halten: nicht zu unterscheiden, wie es nur recht und billig wäre, zwischen dem allerlei Unrat (und ja auch ausnahmsweise wiederum Unratproduzenten, Kinder) ausscheidenden weiblichen Körper, dem exklusiven Schuldträger, einerseits, und den an sich nichts als properen, a priori exkulpierten Haushaltsdingen andererseits, so daß diese illusionistisch mit jenes Stigmata überzogen erscheinen und und so allererst rein in der Einbildung zu dem gemacht werden, was die monatliche Hyperhygiene am gänzlich falschen Ort - wie wenn es sich um die Nachkommenschaft im Säuglings- und Kleinkindalter handelte - provoziert: verdreckt, mit Verletzungen übersät, infektiös-krank. In der Tat benehmen sich diese Kranken so - man kann darüber trotz allen Verständnisses nur noch entrüstet sein -, als sei selbst die gediegenste Wohnungseinrichtung ein einziger Abort-Wechselbalg, freilich illegitim, die Summe toter menses-Unrat-Kinder: hexengieriges Brutgeschäft mit Schnudel-Totgeburten, Wahnsinns-quid-pro-quo von (medizinisch längst doch aufgeklärter) Menstruation mit Engelmacherei und dem Folgewidersinn der Aufzucht der toten Abtreibungen; ein Spuk, der, autosanktionell-tückisch diese schandbare Unterwelt also aufrechterhaltend, in einem für diese Erfindungen büßt, indem er das dafür Falscheste vom Falschen - unschuldige, indifferente, an sich perfekte Dinge - mit Leichenbittermienen-Beflissenheit auf Sonntagswichsglanz freilich immer nur zur höheren Ehre des angeblich so peniblen allmächtigen Vaters bringt. Das nennt man Problemlösung am falschen Ort; und - mit Verlaub - bestände nach der Maßgabe dieser Unterweltrenitenz des prämenstruellen Syndroms, währenddessen es ja leicht auch zu weiteren kriminellen Handlungen (wie zum Beispiel Stehlen) kommt, die wahre Hygiene im menstruellen Verbluten solcher Frauen, das es - gottseidank - aber nicht gibt.

Man darf aber damit rechnen, daß Dank des Fortschritts der Wissenschaften (vielleicht auch in Hinsicht der Beherrschung der Mondanteile an dieser Störung) nicht zuletzt auch solche skandalösen Ungleichzeitigkeiten schwinden; daß also die längst gegebene Erwachsenheit der Haushaltsdinge ganz auch ins aufgeklärte Hausfrauenbewußtsein als ein unanfechtbarer Wesensbestandteil eingeht. Nicht die Dinge im Hause können je - von der Oberfläche bis in die Tiefe - korrumpieren - recht besehen sind unsere schmucken Bürgerwohnungen, insbesondere darin die Einbauküchen, schon wie Waffenmuseen -, wohl aber die Funktionen der Dame des Hauses, die ihren autochthonen Platz zwischen Produktion, Tausch und Konsum, den des schönen Überflusses der Wartung, weiterhin einnehmen möge. Welch ein Unsinn also zu träumen - wie neulich von einer einfachen Hausfrau mitgeteilt -, daß der Marmorkuchen im Backofen sich derart ausbreite, daß er den Ofen selber gar sprenge und daß dies der Opfertod Christi sei; kichernd aber habe sie sich neben diesem glücklichen Unglück stehend erlebt.

anon.

MEER, das

geschlecht unbestimmt; auf jeden fall: mehr; nicht zu sättigen; MEERbusen (siehe: kurische nehrung); dieser kleine seeteufel; la mère, l'amère, la mer im frz.; bittere mutter, bleiche mutter (dagegen siehe: blanker hans); pegasos, angeblich ein sohn der gorgo medusa und des poseidon; in gustav schwabs sagen des klassischen altertums die venus anadyomene, aber auch die lieblichen nereiden die gefiederten graien die süßsauren hesperiden; später sehr geweint um die kleine seejungfrau, die aus liebe zu einem ignoranten ihren glänzenden schuppenschwanz und ihre wunderbare stimme hergibt; latin lover; el mar, il mare, l'amore; are you a good sailor? il mare, l'amore, l'amaro; affogato all'amarena, ein ersoffener in weichsellikör; alta marea, bassa marea; mareggiata, hoher wellenschlag; cozze alla marinara; marenga meringa marengo (die kusine aus triest, in die knöpfe eingenäht, ihr mann bei der eisenbahn, ihr glück in paris, haute-couture); maremma, marais (in den landes, die kleinen aufgeschütteten befestigten orte, draußen die kühe die cholera malaria die verdammten, bevor sie auf die teufelsinseln geschickt werden); ein fort in schiffsform (die abenteurer, mit lino ventura; das mädchen, das beide lieben, stirbt und wird in einer taucherglocke in den atlantik versenkt); salsedine, iodio; non volevi nemmeno vedere il mare; die dünen, die margeriten, il buco, die bar il gatto, il gabbiano, kursaal, gambrinus (und wo neno als rotkreuzhelfer?); qui si vende chinino dello stato; pacifico; atalante; seemeile seestück seekrank seekrieg (thushima, roman eines), seenotzeichen, leuchtpi-

stolen, seine admiralität, seagirt, seagull, find one's sea legs, seamud: schlick; libeccio, maestrale, ponente, levante, scirocco, tramontana; meeresspiegel meeresgrund meeresschlund (scylla und ?) meeresstille sirene meerkatze meerrettich meerschaumpfeifen oder einfach „nur alles" (jim); doch vom ferenczi, die „maritime regression"[1] (der soll ja auch so zärtlich gewesen sein mit seinen patientinnen); umspült umhüllt aufgehoben; tägliche badewannenzuflucht (silvia plath: „wenige dinge, gegen die ein heißes bad nicht geholfen hätte"); pfirsichschaumöl, fichtennadeln (siehe: ozeanisches gefühl), plastikschiffchen, gummifrösche, aufziehbare delphine: hallo flipper; seekühe seehähne seelöwen seeigel seeschlangen seebären; seezungen (sprechen mit); seerosen (danke für); azur turchese preußischblau marineblau (matrosenkleider!) grigio bianco; das blaue meer das schwarze meer das rote meer das tote meer; die gischt der tage; marianengräben der erinnerung; stazione marittima, linea adria terzo; für binnenländer(innen): MERiten und MARotten; fischstäbchen, sardinenbüchsen; in den fünfziger jahren von schaustellern in die provinzstädte geschafft, riesige lastwagen mit ausgestopften walen, zu einer gleichgültigen masse gestockt, welche enttäuschung, gelb verklebte barten, abbröckelnde haut; addio tegetthoff; il mare in eßbarem: MARillenMarmelade, MARoni (siehe roßkastanien, roßbreiten); MARinade (häufig: kernöl; nicht immer seegurkensalat); in ausrufen: „MARandana" (heilige maria und anna, eine heimsuchung); seetüchtig werden; nach patriarchalischen methoden heulend in windeseile rudern lernen; backbord, steuerbord, unsichtbar muß der zug stärker sein, niemals nur mit einem ruder allein, und dieser letzte winzige ruck, einen regelmäßigen kringel müssen die tropfen ergeben, wenn das blatt aus dem wasser taucht; ausgesetzt, wasserwüste; gozzo paranza imbarcazione; life-jackets under your seat; ss. oder sm. piero della francesca, regina elena, queen mary; das blaue band; in marseille das visum für mexico, dann nach caracas; north-atlantic-line, hamburger lloyd, schiffskoffer, schiffskapelle, abendkleider; trans-atlantik; border-line; plankenlaufen, eine beliebte foltermethode auf piratenschiffen (vgl. zu tode kitzeln); pökelfleisch; skorbut; packeis; pinguine; magellan im nebel; schiffbruch; wieviel mann auf des toten mannes kiste; aufflatternd, der grüne papagei des kapitäns; christliche und unchristliche seefahrt; navigare necesse est, vivere non necesse; seefahrt tut not; sextant; oktant; radar; echolot; wattenmeer; tidenhub; rot ist die kant; untiefe; rahen und riggs; neunschwänzige katzen; flaggenalphabet; der blaue peter; die pest an bord; im sturm seile an deck gespannt, um nicht über bord zu gehen; sich einhängen mit der krücke, mit dem holzbein aufticken, die zähne gefletscht, rotes kopftuch, goldener ohrring, augenklappe, blanker säbel; horatio hornblower, lord jim; der alte mann und; ann of the indies; die tochter der frau von dreißig jahren: als glückliche geliebte des korsaren, in ihrer kajüte mit piano und persischen teppichen; madame x, die beherrscherin der chinesischen meere e forse anche la sorella di elio altomare, prima allieva del istituto nautico; land in sicht; frenchman's creek, savannah bay; scharfer rand; manchmal palmen im roten sonnenuntergang, la paloma; manchmal springflut; eine verwüstete fläche; teerflecken, tote vögel mit verklebtem gefieder; baden verboten lebensgefahr (okeanos acheron lethe); seebeben; bradisisma; la laisse, ein wort aus frankreich, gewellte gezackte linien, sich nie überlappend, wechselnder abstand, markierte spur; muschelsplitter seetang korkstückchen ein messer ein kamm waschmittelflaschen puppenbeine; in der hafenbar, let's have a screwdriver or a blue margarita.

Elisabeth Wiesmayr

1) sandor ferenczi, versuch einer genitaltheorie, leipzig wien zürich 1924; überarb. ungar. ausgabe: s. f., katasztrófák a nemi élet fejlödésében, budapest 1932; frz. ausgabe: s. f., thalassa. psychanalyse des origines de la vie sexuelle, suivi de masculin et féminin, paris o. j.

MAMA

Mama. Er denkt nur an Mama. Seine liebe, weiche Mama, die ihn so gut streicheln kann. In letzter Zeit hat sie ihn sehr oft gestreichelt. Weil er es unbedingt gebraucht hat, seit einigen Wochen, das hat sie gefühlt. Sie haben ihn holen wollen, zum Heer, haben gesagt, er wäre alt genug, genug, Manns genug dazu, er solle sich nicht so anstellen. Da hat er zu weinen begonnen.

Jetzt wieder daheim. Bei Mama. Mama ist gerade von der Arbeit nach Hause gekommen. Wenn Mama von der Arbeit nach Hause kommt, ist sie immer ganz verändert. So kantig, so aufgeputscht. Noch eingefrostet. Während des Abendessens, bei dem sie hastig Unmengen, zur Hälfte unzerkaut in sich hineinschlingt, sprudelt es aus ihr heraus, sie läßt ihn gar nicht zu Wort kommen. Er muß warten, bis sie auftaut. Wenn sie mit dem Essen fertig ist, stellt sich ihr Redeschwall ein, er weiß gar nicht mehr, was sie gesagt hat, sie überigens auch nicht, sie sitzt dann still da und schaut ihn unsicher und mißtrauisch an. Das ist der Zeitpunkt, wo er sie in die Arme nehmen darf. Er spürt, wie sie sich zu lösen beginnt, wie sich alles in ihr löst, was tagsüber, während der Arbeit stillstehen muß, versteckt, damit es nicht entdeckt wird. Er läßt seine Finger

langsam vor ihren Augen auf und ab tanzen, und sie folgt ihnen mit ihren satten, schläfrigen Blicken. Er fühlt, wie sie sich fallen läßt, ohne Angst, einfach fallen läßt. Mama. Ihre Weichheit ist wieder da. Er trägt sie zu sich ins Bett. Küßt ihren warmen Mund. Beginnt sie zu streicheln, langsam zu sich herüberzustreicheln.
Mama, komm tanz mit mir, tanz mit mir nach Venedig, tanz mit mir die fetten, dummen Tauben nieder, damit sie all die Lire ausspeien, die an sie verfüttert worden sind. Der Markusplatz im Sonnenglast, voll von dröhnendem Rock'n'Roll und dem dampfenden Atem maskierter Masken in der Februarskälte, Daunenflaum wirbelt um ihn und Mama, die Luft ist erfüllt davon, Lire klinkern über das Plaster, rollen in die trüben Kanäle. „Mama, ich liebe dich." Eine fette Taube fliegt Mama an. Immer wieder. Versucht, ihr die Augen und die Brüste zu zerhacken. Mama lacht. Die Taube behauptet, daß sie der heilige Geist sei und daß sie ihn erlösen wolle. Noch nie hat er über etwas so lachen müssen wie darüber. Mama. Zärtliche Mama.
Ja, sie streichelt ihn oft in der letzten Zeit, denn er braucht es. Er geht jetzt gar nicht mehr zur Arbeit. Dort ist er längst abgeschrieben. Aber was wirklich los ist mit ihm, das weiß man dort natürlich nicht. Angefangen hat es vor langer, langer Zeit. Mit kleinen Anzeichen, zuerst hat er sie übergangen. Zum Beispiel diese Gefühlsausbrüche. Die immer häufiger wurden. Die Übelkeit vor dem Aufstehen. Bei Vollmond Schlaflosigkeit und Angstzustände. In den ersten Jahren schubweise Schmerzen in den Brustwarzen, jetzt auch ein beständiges Ziehen im Becken und im Glied. Letzte Woche die weiteste Hose unbrauchbar. Mamas weiche, duftige Stoffe umspielen seinen aus den Formen kämpfenden Körper. Das Warten auf eine Regung. Öfters noch Angst. Er kennt keinen einzigen Arzt, dem er sich anvertrauen könnte und keinen einzigen Mann, dem dasselbe zugestoßen ist wie ihm. Er hat sich bis jetzt gut verstecken können, nach einiger Zeit hat niemand mehr nach ihm gefragt. Mama und er kennen auch nicht sehr viele Leute. Zuerst hat er sich wehrlos gefühlt in seinem Zustand. Die zwanghafte Vorstellung, daß Mama andere Männer besser gefallen würden, Männer mit schlanken Hüften und muskulöser Brust. Aber Mama beruhigt ihn immer wieder und liebkost seine nach seltsamen Gesetzen wachsenden Körperteile. Er und Mama wissen, daß es besser ist, darüber vor anderen zu schweigen. Sie lassen die Welt in Ruhe und die Welt läßt sie in Ruhe. Mama stopft sich einfach von Monat zu Monat den Bauch dicker mit Zeitungspapier aus. Die Kollegen im Büro flüstern schon über sie, sie haben also angebissen. Mama bekommt plötzlich Geschenke, eine Babywanne, winzige rosa und himmelblaue Höschen, kleine quietschende Plastiktiere.
Wie wird es wohl weitergehen mit Mama und ihm. Er weiß es nicht, und Mama weiß es auch nicht. Er weiß noch, wie man den Mittelwert berechnet, sie kennen sich beide bei der französischen Grammatik noch recht gut aus. Mama läßt ihre kleinen, rosa Zehen auf seinem Bauch klavierspielen. Und das tut gut.

Andrea Kummer

perle

tauperlen sind köstlicher denn tränen. „und die züchtige jungfrau sprach: du bist ja mein bräutigam und mein gesell, aber du hast nicht meinen schmuck. meine perle ist köstlicher denn du. meine kraft ist unvergänglich und mein gemüt ist immer beständig; du hast ein unbeständiges gemüt und deine kraft ist zerbrechlich. wohne in meinen vorhöfen, so will ich dich freundlich halten und dir viel gutes tun ... aber meine perle gebe ich dir nicht. denn du bist finster und sie ist licht und schön ... und der geselle sprach: ich lasse dich nicht. willst du nicht, daß ich mich mit dir vermische, so nehme ich meine innerste und stärkste macht und brauche dich nach meinem willen ... ich will dich mit der macht der sonne, sterne und elemente bekleiden, da wird dich niemand kennen. du mußt mein sein ewiglich! und ob ich unstetig bin, wie du sagst, und meine kraft ist nicht wie die deine, so will ich dich doch in meinem schatz behalten und du mußt mein eigentum sein ... da sprach die jungfrau: warum willst du gewalt üben? bin ich doch deine zierheit und deine krone ... und du bist finster. siehe, so du mich verdeckest, so hast du keinen glanz und bist ein finstrer wurm. wie mag ich bei dir wohnen? ... so du mir verdunkelst mein licht und besudelst mein kleid, so hast du keine schöne und kannst nicht bestehen; sondern dein wurm zerbricht dich ... steig aus, als eine blume aus der erde, aus deinem wilden tier. höre, mein tier: ... meine essenzien sind aus der wurzel der ewigkeit. du aber bist von dieser welt und zerbrichst. ich aber lebe ewiglich." (rekonstruktion einer diskussion über den vaginalen orgasmus bei jakob böhme, die drei prinzipien des göttlichen wesens, zitiert nach: graziella hlawaty, bosch oder die verwunderung der hohltierchen, wien-hamburg 1979).

Neda Bei

phallus (P)

bild oder symbol des männlichen geschlechts. in einigen zeichentrick-tarzan-paraphrasen grob vermenschlicht. von antiken damen in körbchen unter servietten herumgereicht (siehe: mysterienvilla, fresken in der sogenannten in pompei). zeitweilig als anhänger an kleinen dünnen ketten um hals, bauch, hand oder fuß beliebt. das auffinden eines weiblichen gegenstücks scheint auf gewisse schwierigkeiten zu stoßen (vgl. den artikel LA con néxiste pas, in: baubo - fica - wissowa, realenzyklopädie feministischer altertumswissenschaften, pp 512 ss). ebenfalls historisch (siehe: ikonoklasmus) dürfte die differenz zwischen befürworterinnen eines instrumentell-vernünftigen (siehe: olisbos, dildo, pariser gummi) und situationistischen gebrauchs (siehe: tantra, nährwert; vgl auch lexikon populärer musik band 4 (frauenrock) unter den stichwörtern: bloody zucchinis, the; sugar carot, the; banana shake) geworden sein.

Neda Bei

Phallus (H): Bei)

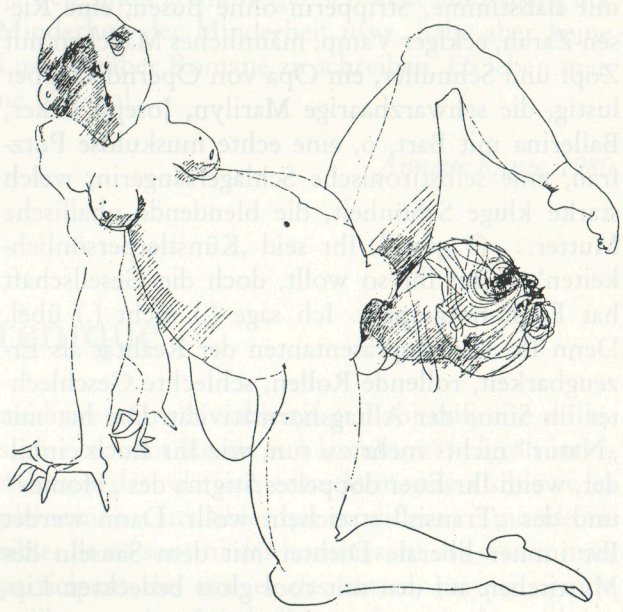
Hüten Sie sich, wenn Sie Phogerln noch so phressen sehn, in diesen phalen Sphären, wo Sie plötzlich als Späherin gelandet sind, je lieber je eher. Mißtrauen Sie ihm, wo Sie ihn antrephen, auf der Treppe, im Lager, unter Spielenden, die, aufgephutzt gleich Schaphen, in die Kaphedrale strömen, hier Männer dort Phrauen, denn: diese PHALLIPHEREN, nein, sie sind nicht Bäume, aber hoch, sie sind gephärlich mit ihrem gärtnerischen Auswuchs, so wild so pherliebt sind sie doch manchesmal! Schnell gehen die Wolken darüber hin auf der Erdoberphläche (sehen Sie?), und zwar sobald sie dazu Lust bekommen. Phärnisse, Begehrnisse, welch ein pherrücktes Geschehnis zwischen phröhlichen, redlichen Decken aus Zwielicht (Paraphrase). Seien Sie doch wie der Halm bitteschön, der wächst aus seiner Phergangenheit herphor und in Ihren *Meßbecher* (in Ihre Injektionsspritze) hinein, den Sie sich phielleicht als total phernagelte Schilphhütte vorzustellen haben ja. Phereinigen Sie sich jetzten sophort! Sparen Sie! Stellen Sie ihm den Huph auf den Nacken, diesem doch recht erwachsenen Pheind jeder Phlora und Phauna. Und freuen Sie sich an jeder Photozelle, die Sie ums Pherrecken nicht auphsuchen wollen, denn dort beißts und pheiphts zu often, als daß Sie sich phielmals in Ihren pherschossenen Mantel hüllen könnten. Hui!

Elfriede Jelinek

POSTMODERNE

Läßt sich durch ein einfaches Experiment unmittelbar erfahren: Warten Sie einen Zeitpunkt ab, an dem Sie dringend drei verschiedene Freundinnen erreichen müssen, dann rufen Sie sie nacheinander an. Wenn Sie bei allen dreien mit dem jeweiligen Anrufbeantworter verhandeln müssen, dann wissen Sie, was **P.** bedeutet.

Pike Biermann



TRANS

Trans, wohin hast Du mich getrieben?
Trans, es ist mir mehr als nichts geblieben. Leider.
Trans, ich werde Dich durchsieben, noch vor halb sieben der samtbehandschuhten, kralligen Nacht. Schock, block, rock.
Doch wie, was wichtiger ist als warum. Und das Wann des Wos? Etwa auf den Klos? Ach, die süßen Kirmesfrüchte Eurer Augen machen mich betrogen.
Trans, auf der, wie Du meinst, höchsten sozialen Ebene des Superstars im Showbiz entpuppt sich die revoltierende tuntige Made zu einem Falter alter Patriarchen. Es ist Macht, wenn Du mich zwingst, wochenlang Toilette zu machen, vor Badezimmer- und Korridorspiegeln, mit Hand- und Vergrößerungsspiegeln, bald sogar Lupen, um eine Sekunde Deiner Aufmerksamkeit zu erlangen, die ein Zwilling Deiner Gleichgültigkeit ist. Mit wievielen Drogistinnen im gleißenden Licht von Supermärkten, das meine mäßig vernarbte Aknehaut bläulich me-

liert, habe ich herumreden müssen, damit die optimalen Produkte der Kosmetikindustrie endlich im Schweiße meines Angesichtes während Deiner Gegenwart zerfließen konnten?
Trans, ich möchte Dich sprengen!
Trans, ich möchte Deine Kerne versengen!
Trans, mein Wunsch verlangt, Dich in einen Zellhaufen aufzulösen.
Trans, küssen will ich Deine tausend Ösen. Fuck the duck.
Euer veröffentlichter Narzißmus ist ein Genußgift, das süchtig macht nach Androgynem: Mannequin mit Baßstimme, Stripperin ohne Busen, eine Riesen-Zarah, eckiger Vamp, männliches Mädchen mit Zopf und Schnuller, ein Opa von Operndiva, aber lustig, die schwarzhaarige Marilyn, Joseph Baker, Ballerina mit Bart, o, eine echte muskulöse Putzfrau, eine selbstironische Schlagersängerin, welch starke kluge Schönheit, die blendende phallische Mutter... O gewiß, Ihr seid ‚Künstlerpersönlichkeiten', wenn Ihr so wollt, doch die Gesellschaft hat Euch mitgespielt. Ich sage (,) nicht (,) übel. Denn Ihr seid Repräsentanten der Realität als Erzeugbarkeit, rollende Rollen, schlechte Geschlechter im Sinne der Alltagsnormativität. Das hat mit „Natur" nichts mehr zu tun, wie Ihr Euch einbildet, wenn Ihr Euer doppeltes Stigma des „Homos" und des „Transis" streicheln wollt. Dann werdet Ihr immer liberale Dichter mit dem Säuseln des Mystischen auf den mit cool gloss bedeckten Lippen.
Trans, ich kann Dich nicht imitieren!
Trans, hab' ich noch was zu verlieren?
Trans, Du riechst nach Mutterfutter und scheust trotzdem, mein Imaginäres zu werden.
In jenen Extremsituationen des armen Wichts Individuum samt seinen gesellschaftlichen Bestimmtheiten, wo eine „Frau" den „Mann" begehrt, der „als Frau" „Männer" liebt, die ihrerseits wieder „Frauen" mögen, oder das Ganze vice versa, in Umkehrung der Laster und Lasten, entsteht völlig unpathetisch eine so bedrängende Ahnung sozialer Gewalt, die autobiographisch nicht mehr zu überwinden ist, daß der betroffene Gegner von Resignation plötzlich nur noch Terrorismus versteht. Es handelt sich leider um die private Ebene des subjektiven Faktors..." In seinem Hirn steckt wie ein Nagel" (Schönberg).
Was wird aus den Nullpunkten, die man gleichermaßen Liebhaber der Unerreichbarkeit oder Kleinbürger nennen könnte?
Trans, Du entrinnst mir!
Trans, Du beginnst mit Dir!
Trans, Du spinnst keineswegs.
Ich habe behauptet in literarischer Sublimation meiner psychopathologischen Unzulänglichkeiten: „Ich bin mittel, ich bin zwischen, ich bin doppelt und geteilt, ich bin schräg, ich bin am Rande, ich bin gerädert und zersplißt!"
Trans, Du kannst nichts dazu! Trans, ich laß Dich ja in Ruh!
Trans, bebildere mich im Nu! Trans, immer nur Du!
Die anonyme soziale Gewalt ist in ihren Verästelungen, ihren winzigen Verwirklichungen so schwierig zu entdecken und ermessen. Alle Titel sind ihr zu groß und zu unbeweglich für sie.
Da dachte ich an etwas Klassisches: die Entführung. Sie zerstört mit der salzigen Bitterkeit des Nimmerwiedersehens, in nicht wieder gut zu machender Weise die Chance eines libidinalen Werterwerbs und Wettbewerbs zwischen Täter und Opfer. Sie verstellt die Kommunikation heillos mit ihren Schein-Sein-Kulissen, denn das Opfer wird fortan immer ein Schattenriß des Täters sein. Tut das der Einbildungskraft gut? Diese Hinrichtung der „wilden, freien, echten" Person des Opfers? Seine künstliche Abhängigkeit vom Täter wird jenen vergiften, gerade den unter ihnen, der die Mutter oder den Herrn suchte, weil er nämlich das Kind oder den Sklaven finden wird.
So käme wohl eher der Gunsterwerb infrage, aber nicht die Käuflichkeit, diese milde Entführung, sondern die Suche nach Doppelgängern, die simulierte Spiegelung dank Mimikry, die Erforschung und Handhabung sämtlicher Vorlieben,...
Trans, Du zwingst mich zu Depressionen!
Trans, sie sollen Dich belohnen! Trans, Du interessierst Dich und genierst Dich gleichermaßen. Pudere Deinen leichten Schweiß!
Der Abschied in der Hotelhalle um 8 Uhr morgens in Essen war wie ein Dolchstoß gewesen. Er bestellte sein Frühstück für den Nachmittag und nahm keinen Lift. Sein selbst bezahlter Diamantring blinkte. Wir hatten nur ein Interview hinter bebrillten Augen gehabt mit pausenlos redenden Mündern, die Zeitalter schlimmer verschlangen als Tierlexika es vermocht hätten. Es ging um die kulturschaffende Kraft der Homosexuellen und die Trennung der Geschlechter. Besonders letztere Utopie behagte uns gemeinsam. Aber.
Und das alles, nachdem ich ihn so langwierig erbeutet hatte. Zunächst aus den Augen verloren, dann sah ich einen Engel vorbeihuschen und verschwinden, ich fing an, die Hotels zu durchsuchen, doch da ich beim besten begann, fand ich ihn. Dann blieb mir nur noch übrig, ihn per Interphon mit zwei jungen Franzosen zu ködern, die mich eskortierten. Großwildjagd. Er kam als Metzger. Die Franzosen schwiegen. Er spielte mit mir, weil er

zugleich gelangweilt und frustriert war. Doch er merkte, daß er nur in meine Muster eingesetzt wurde und zappelte darin kokett, denn er wußte wie ein Baby, daß er es jederzeit zerreißen könnte. Vor dem männlichen Publikum schraubte er sich in kreischendem Strip zur Superlady hinan, um oben von pastellenen Wolken die Schöpferkraft des männlichen Geschlechts an seine Seite zu rufen und Gewitterstürme der Misogynie herbeizuzitieren. Diese große Hysterikerin schaffte mich. Als ich intellektualisierte, kam sie mit dem Penisneid-Argument an, das sie im Bonbonformat kannte, etwa so: „Du hast ja keinen, also tust Du so (wichtig, als hättest du einen), siehst Du?!" Sie zirkelte wie ein Vollblüter unter seinem imaginären Jockey, dem Muskelmann, Schenkeln und Schwanz, sie rannte aber keinen Zentimeter. Und ich wünschte sie mir auch noch so aber immer, als Immerbild. Transvestiten, der Zauber. Je vulgärer, dümmlicher, geldsüchtiger und klischeehafter sie wurde, desto mehr begehrte ich sie. Es rührte mich mehr als Revolution oder Weltuntergang, die Ähnlichkeit zum Gott und zur Puppe (Kleist). Ich verabscheute diese Manipulation, ohne mich ihrer Wirkung entreißen zu können.

Trans, Du ebnest mich, Du beschleunigst mich, Du verreist mich, Du höhepunktierst mich. Du weißt es, aber was hast Du davon?

Trans, was kann ich machen? Trans, ich atme Dein helles Lachen! Trans, ich liebe Deine Sachen. Ihre Schreie sind Paradiesvögel. Ich stehe am Anfang der Minderheit der Minderheit usw., habe aber keine Lust, darüber Romane zu schreiben. ES leben meine Nerven!

Annette Runte, 1980

Le chant sirènique

Les démons, les sirènes, l'âme, il y a longtemps qu'on en a fini avec les phantasmes qui ornementaient la scène dualiste des premiers âges du christianisme. Le propos ici, - détaché d'un travail concernant les démons -, n'aborde pas le thème du Mal, toujours prégnant lorsqu'on évoque les démons propre à la représentation chrétienne. Il recentre ces figures dans le lieu qui les a „fabulées", lieu de la Grèce ancienne (Mycènes, Grèce du VIIème siècle avant J. C., Etrurie), et réfléchit ce qui, nous semble-t-il, était en question dans les récits mythiques: la connaissance des corps par „l'illimité du corps, l'âme" - ce qui est notre préoccupation.

Réfléchissant l'illimité du corps des figures ouvrent par les fables qui les mettent en scène, à des thèmes secrets, - secrets si transparents qu'il est difficile de les faire apparaître, sinon comme en négatif: la virginité, la chasteté; comment se joue le désir pour des corps innaccomplis sexuellement (d'ou peut-être la représentation du démonique par l'hybride, le mixte, sirène jeune-fille à corps d'oiseau); comment la virginité de la jeune fille est liée à la mort, soit qu'elle doive précipiter dans la mort les corps sexués qui veulent s'unir à elle, soit qu'elle-même soit précipitée dans la mort si elle est captée dans l'hymen (mariage est mort).

D'essence daïmonique sont les sirènes et l'âme; ou bien les sirènes et autres daïmones sont les figures de l'âme. Les daïmones se disent d'un espace intermédiaire indéterminé, un entre-deux: „zone intermédiaire entre le subjectif et l'objectif, aire d'illusion s'ouvrant au jeu et à la culture", région intermédiaire des relations entre le monde visible et les phénomènes invisibles qui modifient ce monde visible: Ils ne sont ni des hommes, ni des dieux, mais participent des uns et des autres, ce qui signifie qu'ils sont du côté de l'apparaître plutôt qu'ils ne tiennent l'être, et par conséquent toujours contigüs par leurs actions ou leur manière d'être à leur propre corps, permutant ainsi les rapports de „l'externe dehors" et de „l'interne dedans": apparence de l'apparence, „dividualisme".

Le caractère monstrueux des daïmones, (leur hybridité, leur mixité, le fait qu'ils ne tiennent pas de l'organique, qu'ils n'entrent pas dans la partition verticale du monde entre haut et bas, ciel et terre), signe simplement leur différence par rapport aux dieux et aux mortels, législateurs de l'ordre cosmique. Par là-même les démons infèrent et impliquent des modes de relation qui ne passent pas par le pouvoir, la séduction; ils actualisent en leur être même, si événementiel, une autre expérience, pour les corps, de l'espace et du temps: peut-être est-ce là comme un élément de sauvagerie appartenant à des vécus collectifs qui orientent, par la censure sur eux-mêmes, le champs culturel. Ce n'est pas tant que cette expérience origine le champs culturel, que plutôt constamment elle l'empêche de se refermer sur lui-même: à condition de comprendre que cet élément du monde sauvage (que l'on oppose structurellement à civilisé)ne doit pas être ra-

porté à l'irrationnel ou à la nature, mais à un mode d'intellection, à une forme, à une archéologie de la connaissance.
C'est pourquoi ici, sont réunies des figures qui participent dans la reflexion mythique du même travail d'intellection: Artémis l'archère, les syrènes, Orphée „l'effiminé" (qui pêche par douceur et dont la voix n'use ni de pouvoir magique, ni de séduction, - n'arrachant pas les êtres à eux-mêmes), les démons qui œuvrent dans la nature sub-lunaire (à la limite des terres cultivées, mais qui sont les gardiens des vents, des pluies, de la lumière des apparitions), - agents des événements météorologiques et „esthétiques".
Enfin on le voit aussi, ces figures de l'âme qui agissent dans monde intermédiaire entre la terre et le ciel sont intimement liées à la mort; bien sûr ce sont des figures archaïques, en un temps du monde où les morts continuaient de vivre dans les maisons des vivants, peuplant de rêves les sommeils des hommes et des bêtes. Cependant elles descendent aussi aux enfers; que l'âme ait rapport à la mort, donc au monde physique, à la corruption des matières, aux changements de formes, que l'âme ait rapport à la jeune-fille vierge et chaste, il y a là, dit-on, une énigme... qui s'entend d'abord comme la punition exemplaire à l'égard de ceux des êtres qui refusent l'union et la procréation.
Les daïmones, l'âme jeune-fille, les corps du désir détaché qui, par son altérité, par sa décision d'altérité radicale, de différenciation, d'étrangeté, s'oppose aux pouvoirs religieux ainsi qu'à ceux de la cîté, - liés aux formes immanentes du vivant impliquent, enveloppent des possibilités d'agir, des manières de faire et d'être qui ensemencent par d'autres germes la scène culturelle des comportements, des pouvoirs et des idéations. Les grecs n'ont pas fait l'économie de cette dissémination, du moins jusqu'à ce que l'esprit n'ait jeté définitivement en enfer les sirènes et leur voix qui disait l'inéffable.

Françoise Buisson

Drei Opfer, ein Schock, vier Monster

Klagende,
Weinende,
Klagende,
Fastende.

Diese drei Gesichter verlieren, sich entfernend, ihre Unschärfe, sie werden heroisch in der Leere, sie sind Pfeil und Bogen, ihre Körper folgen ihnen und schießen ihrerseits los.
Wie gut es wäre, sie endlich durch Aushungern ihres Übermaßes an Leid neu zu modellieren, ihnen eine andere Gestalt zu verleihen: Phantasie und Freiheit flögen davon, wenn sie diese alten Hüllen fallen ließen.
„Lesen Sie diese Texte nicht, wenn Sie nicht tot umfallen wollen", sagt die Fastende zu jemand ganz Bestimmtem. Und dann wird das alles allgemeiner, die Adressaten, sie sind alle da und sie amüsieren sich.
Sie weiß, daß sie bei ihrer Verflüssigung den Einschuß in sich selbst finden und ihn an das Gehirn weitergeben wird, das noch unter dem dreifachen Schock steht:
Liouba zusammengekauert auf ihrer Fußbodenmatratze; sie hat einen komischen aufgerauhten Pyjama mit Schnabelschuhfüßen an; ihr mumienhaft verschlossenes Gesicht preßt sich auf das Blatt Papier, das sie sich geschrieben hat als eine Beschwörung zum Weiterleben bis zum nächsten Morgen; ihr aschblondes Haar, das ihr bis zur Taille reicht, ist hochgesteckt und legt einen auf ewig lebendigen Nacken frei. „Ich bin in einem Lager geboren... in der Tschechoslowakei. Das war nicht 1940, wie es hier steht, sondern 1944". Bierflaschen liegen umgekippt auf den Schlafmitteln. „Die Kinder um mich herum starben wie die Fliegen. Doch, ich kann mich daran erinnern."
Justine, die Schulfreundin vom Lycée Racine. Um der Fastenden zu helfen, die Mathematikstunden zu überleben, gab sie ihr IGITUR zu lesen, das noch nicht in den Anthologien stand. Die Fastende fand sie ein volles Leben später (klingt ungemein poetischer als: 35 Jahre später) in *France-Soir* wieder, mit Claude, einem in Musik sehr beschlagenen Schüler vom Lycée Condorcet. „Dieses unauffällige Paar folterte unschuldige junge Mädchen im Keller" - „schmähliche Mißhandlungen" - „gewaltsam ausgezogen und an der Decke angekettet wird die Unglückliche bis aufs Blut ausgepeitscht, dann von ihrem Peiniger sexuell mißbraucht, während seine Frau die Szene mit einer Polaroidkamera im Bild festhält".
Das Opfer, das bin ich, schreibt Justine. Die andern haben mich abgelöst, als ich nicht mehr konnte. Mögen diese Mädchen mir verzeihen. Auf den Fotos von *France-Soir* steht sie nackt in Stiefeln mit dem Rücken zu einem nicht existierenden Publikum, das sie über ihre Schulter hinweg mürrisch ansieht, wobei sie eine ihrer rotgestriemten Hüften hervorkehrt. „Meine Söhne kommen nicht einmal, mich im Gefängnis zu besuchen. Ich hab' keine anderen Schuhe als die Stiefel, die ich bei meiner Verhaftung trug."

„Ich liebe Dich, weißt Du, ich will mit Dir zusammen wohnen." Lioubas leise, schwache Stimme am Telefon. Sie öffnete ihre Tür nur noch zu bestimmten Stunden, Angst vor einer Vergewaltigung auf dem Treppenflur, die ihr einmal passiert sein sollte; sie nahm das Telefon nicht mehr ab, um diese Keuchereien nicht mehr zu hören, die sie, wie sie sagte, Tag und Nacht verfolgten. Diese schreckliche Kindheit, dieser jüdische Vater, der sich seit dem Krieg von Krankenhaus zu Krankenhaus schleppte, hinderten die Fastende rücksichtslos zu sein.
Aber jene Maschamaschina, den gefräßigen Roboter eines Frauentreffens, von der sich alle abgestoßen fühlten, die hat die Fastende im Sturm genommen, abgeschreckt von so viel Häßlichkeit.
„Maschina, ich bin's: wasch dich, komm mich besuchen". Ob sie mit ihrem Blindengesicht hinter ihrer riesigen Brille kommen würde? Sie spricht von Mathekybernomatik wie ein Mann von seinem Beruf spricht, eben als Mann, neutral. (Und die Frau, überwältigt von so viel Wissenschaftlichkeit, muß sich in ihn verlieben.) Wird sie in ihren drei aufeinandergeschichteten Schießerschlüpfern und ihrer langen orangenen Unterhose mit Hosenschlitz kommen, die sie auch bei Frauendemonstrationen als Schutz vor Vergewaltigung trägt? Aber der Nakken dieses Frankenstein ist zart und verletzlich. Der Gedanke, diesen Schädel zu berühren, elektrisiert die Fastende. Die andere schlägt ihr vor, auf dem Weg zur Universität durch den zu dieser späten Stunde wenig belebten Tiergarten zu gehen. Die Fastende hat Angst vor ihr. Aber nein.
Die Fastende hat diese verschränkten, großen Hände betrachtet, die unter diesem Blick, der sich selber beobachtet fühlte, gefällig stillgestanden sind. Als es ihr später gelang, mit einer Hand gegen den Strich von unten nach oben über dieses kurz geschorene Haar zu streichen, hat die andere eine Sekunde lang mit ihrem Kopf nachgegeben. Sie funktioniert, die Maschine.
Um ihre Maschina-Anfälle immer wieder zu erleben, muß die Fastende über deren Marmeladenglas voll Müsli steigen, das sie in die Seminare mitschleppt und gleich Theorien zwischen zwei Vorträgen verschlingt, wobei sie mit ihrem kleinen Löffel das leere Glas geräuschvoll auskratzt; sie muß allem zum Trotz gegen ihren starken Geruch angehen und die Augen schließen, um die in den Selbsterfahrungsgruppen gestrickten Pullover mit ihren komplizierten Jacquardmustern nicht mehr zu sehen. Die Fastende versteckt sich, um diesem großen Schädel zu entgehen, der sich über die anderen Köpfe schlängelt und sich um die eigene Achse dreht, um ihre Anwesenheit in dem vollen Hörsaal auszumachen. Sie hat Maschina kurz nach ihrer Verabschiedung – die Umarmung hatte die Fastende durch ihre Heftigkeit überrascht – in einer Gruppe, die sie überragte, wiedergesehen unbeweglich und schwerfällig, als ob nichts gewesen wäre. Die Fastende schließt vor Ekel die Augen und stürzt sich in den Vulkan.
Sich an einen großen Körper herantasten, ihn in Gang setzen und vorher und nachher und wenn es nicht klappt, über das Schreiben schreiben wie über einen Ort, wohin sich das Begehren zurückzieht, um seine Wunden zu lecken, indem es die zersplitterte Achse wieder aufrichtet, die die drei Opfer vereinen möge; an diesem regnerisch-sonnigen Nachmittag mit böigen Wolken wäre die Fastende gar nicht so dagegen, wenn man sich die Haut des Bauches aufreißen und die Eingeweide ans Tageslicht zerren müßte, wobei man in jener Darmwindung Fetzen seiner selbst wiederfände. Sie hört den Regen auf den Scheiben und reckt den Hals, um ihn über die ihn verdeckende Spiegelung des Fensters hinweg zu erspähen. Sie bleibt fahl und starr, unfähig zu telefonieren, um sich quer durch alle anderen Frauen mit sich selbst zu verbinden.
„Wie hätte ich mich als Kind mit den kleinen Mädchen anfreunden sollen, wo unsere Eltern sie alle verachteten? In Mortain, dem normandischen Reich der dicken Butterbrote, einer Ferienoase während der Besatzungszeit, hatte ich eine Freundin gefunden, Anne. Und wir spielten in den Anlagen zu Füßen des Kriegerdenkmals. Sie war ein großes Mädchen mit Brille und gut zwei Jahre älter als ich." All das Gerede, das sie sich anhören mußte! „So eine Spinne! Sie ist lang, sie ist häßlich, sie ist dumm. Und dann der Name: Anne! Du bist klein und lächerlich, wenn Du neben ihr gehst. Und außerdem wirst Du Dich niemals mit jemandem anfreunden können." Maschina auf Besuch holt die Kinderfotos hervor, die sie ihr schon gezeigt hatte. Sie versucht, sie mit den Augen der Fastenden, die über dieses hübsche kleine Mädchen in Entzücken geraten war, neu anzusehen. „Sie scheint also häßlich geworden zu sein, um das Leid abzuschaffen, und sie hat sich in dieses transthematische Etwas verwandelt, das versucht, ein System zu erfinden, um die menschlichen Beziehungen verstehen zu können, während ein kleines flinkes Mädchen mit dunkelgrünen Augen davonläuft und auf seiner Flucht von seinen langen braunen Zöpfen eingeholt wird."
Die Jugendfreundin Justine und später die Arbeitskameradin Liouba zeichnete sich die eine wie die andere durch eine Anziehungskraft auf Männer aus, die die Fastende verblüffte. „So einfach ist das?" dachte sie, während ihre beiden Freundinnen dem Begehren nachgaben, das sie erregten, ohne es zu wollen, wie sie sagten, das aber die halb geöffneten Münder ihrer lässigen Unschulden herbeiriefen.

Theater, aber im entscheidenden Augenblick steht niemand mehr auf der Bühne, alles spielt sich anderswo ab. Das Leben. Nur die Fastende steht noch da, stupide. „Das Leben, das Leben! Man hört nichts anderes mehr hier, überall das Leben! Was heißt das eigentlich? Wenn ich dies und jenes mache, verpasse ich immer etwas, nämlich gerade das Leben."
Wenn man sich vorstellt, wie Justine sich ihren brutal verletzten Körper von allen ihren Liebhabern lecken läßt, wie soll man glauben, daß sie die ganze Zeit über nur geschlafen hat? Ihr Mann gab ihr Spritzen - ? - Eine „Geheimorganisation" hinderte sie durch die Drohung, ihre Kinder zu töten, sich zu befreien -? Alibis, die diese Platonschwärmerin für ihren Wunsch, durch ein langes Leben hindurch langsam zu Tode gepeinigt zu werden, vorbringt.
Maschina wußte niemals, wann ihr Freund, der Fernfahrer, nach Hause kommen würde, mit dem sie sich zusammengetan hatte, als sie fünfzehn war. Ihre Freude über das Wiedersehen war so heftig, wie das Warten schmerzhaft gewesen war, sie drückte sich ganz eng an ihn, diese große Häßliche, überzeugt im blinden Punkt ihres schwerfälligen Gehirns, daß sie ihn für ewig wieder hätte, daß sie eins wären und zusammengeschweißt. Er nahm sie ganz gedankenlos, seine Sinnlichkeit war durch diese sich anbietende Promiskuität geweckt. In höchster kindlicher Verzweiflung, die sich ihrer nicht bewußt war, glaubte sie, jegliche Trennung für immer aufzuheben, diese große Maskuline. Eines Tages kam er nicht wieder. Am nächsten Tag stürzte sie sich in ein zweites „Verhältnis" mit einem Manne, der ihr nach fünfjährigem Zusammenleben und bevor er sie nach Marokko mitnahm, erklärte, daß er sich von ihr trennen wollte. Trotzdem macht sie noch die Reise mit ihm.
Drei Sklavinnen, ein Schock, vier Monster, die Fastende verflüssigt sich, wenn sie an Johann denkt, den Mann, der nach Hause kam, wann er wollte, und an das kleine Mädchen, das sich in seine Arme warf.
„Das erste Mal, als ich Liouba geschlagen habe, ist sie auf das große Bett gefallen, und ich habe sie nicht mehr gehört". (Später hat er sich angeekelt davongemacht.) „Sobald man Liouba sieht, hat man ungeheure Lust, sie in die Arme zu nehmen, um sie zu beschützen", seufzt Jacques, ihr Student. Liouba, das Lagerkind, ihre Freundinnen, Opfer dieses Opfers, senkten den Kopf, unterlegen, auf unklare Art schuldig, unfähig, einem solchen Leiden, das unmittelbar der Geschichte entsprang, etwas entgegenzusetzen. Man hatte nicht gewagt, Fragen zu stellen, um das Schreckliche nicht noch zu verschlimmern, das, wie ihr Tod die Freundinnen lehrte, direkt aus *Nachtportier* und *Sophiens Wahl* von William Styron stammte. Aus dem tschechischen SS-Vater mußte dieser unglückliche, mehr oder minder von seiner Frau, der gefühllosen Mutter Lioubas, denunzierte jüdische Häftling werden, und dabei gleichzeitig, im Widerspruch zu dieser ersten Geschichte, vier Jahre der eigenen Existenz streichen, um sich einen Aufschub nicht gegenüber dem Tod, sondern dem Leben selbst zu gewähren; auf diese Art schafft sich diese in ihrer Kleinmädchenhaftigkeit verlängerte und erstarrte Jugend eine Öffnung in Raum und Zeit für ein Kind, nach dem man sich schließlich an der äußersten Grenze einer erschöpften Natur sehnt: „dem Kind schenken, was man selbst nicht gehabt hat: Mutterliebe". Letzte Illusion, letzte Täuschung. „Mein Kind, mein wiederauferstandenes Ich, glücklicher als ich, aber durch mich". Das Kind, eine Maschine, fähig, in ihr den Wunsch zu leben, zu wekken. Liouba, die Katze, läuft durchs Zimmer. „Wer nimmt das Tier?" - „Wir haben es vor fünf Jahren gemeinsam bekommen", sagt der vorletzte Freund mit traurigem Lächeln.
Als die große Maschina am ersten Tage sagte, in die Leere starrend: „Wollen wir in Verbindung bleiben?" hätte die andere als Antwort zurückschlagen wollen. Als die große Maschina ihr, „um ihr eine Freude zu machen", ein Paßbild schickte, verschlug es der Fastenden den Atem: die ganze Anonymität der Welt lag auf diesem Gesicht. Dennoch hätte es noch mehr solcher Stöße bedurft, um ihr Begehren zu töten. Dieses Begehren muß ein Irrtum an der Person sein, meint Mascha - sie kann gar nicht gemeint sein -, also macht sie sich auf, eine Maschine zu konstruieren, mit Hilfe derer sie ihre Beziehungen zueinander analysieren könnte: „Braucht man ein 8wertiges System, um die Kommunikation zwischen Dir und mir zu beschreiben? Welche der 23 verschiedenen möglichen Relationen wären darin zu betrachten? Wenn ich mich frage und ich mir antworte, gibt es nicht nur ein mögliches Ergebnis." Die andere hat ihr sämtliche Bücher ans Gesicht geworfen. Am liebsten hätte sich Mascha von der Fastenden schlagen lassen, da ist sie auf die Vieren gekrochen und hat, leise weinend, alle Papiere aufgesammelt
während die Fastende sich in den letzten Brief von Justine vertieft: „Schreiben, wie Du sagst, dieses Leben, das das meine war. Nein, ich bringe es nicht fertig. Ich muß darüber sprechen. Aber ich bin blockiert, wenn es ans Schreiben geht. Könnte jemand diese Geschichte schreiben, vielleicht könnte man Geld daraus schlagen.
Was nichts ungeschehen machen würde.
Aber es wäre vielleicht eine Kompensation.
Für mich."

Marie-Simone Rollin

LA MALADIE DE LA MORT

Die Krankheit des Todes könnte eine Frau geschrieben haben. Sie ist von einer Frau beschrieben worden. Ein Mann könnte es lesen. Das Buch könnte ihm gefallen. Er könnte glauben, er habe es erfaßt. Er hat es nicht verfaßt.
Die Frau liegt nackt auf dem Bett. Der Mann betrachtet jede Stelle ihres Körpers.
Ein Mann könnte das alles verfilmen. Er könnte es zu seinem Film machen. Er könnte ihm seinen Namen geben. Er könnte alles machen.
Sie entdecken, daß von hier, von ihr, die Krankheit Tod ausgeht, daß diese vor Ihnen ausgestreckte Gestalt es ist, welche die Krankheit Tod verfügt.
Ein Mann könnte dieses Buch nicht verstehen. Er müßte es umsetzen in sein Denkmuster. Er könnte es übersetzen.
Vous dites qu'elle devrait se taire comme les femmes de ses ancêtres, se plier complètement à vous, à votre vouloir, vous être soumise entièrement comme les paysannes dans les granges après les moissons lorsque éreintées elles laissaient venir à elles les hommes, en dorment-cela enfin que vous puissiez vous habituer peu à peu à cette forme qui épouserait la vôtre, qui serait à votre merci comme les femmes de religion le sont à Dieu-cela aussi, afin que petit à petit, avec le jour grandisant, vous ayez moins peur de ne pas savoir où poser votre corps ni vers quel vide aimer.
Wie kann man sich die beiden Menschen aus dem Buch vorstellen. Die Frau ist groß und schön. Sie hat Sommersprossen und grüngraue Augen. Was könnte man sie fragen, um mehr von ihr zu erfahren. Wieviel Phantasie läßt dieses Buch. Welche Vorstellungen rufen diese Sätze in den Köpfen der Leser hervor. Vielleicht sehr verschiedene. Vielleicht Vorstellungen von einer merkwürdigen Ähnlichkeit. Man könnte darüber sprechen.
Die Sprache der Marguerite Duras erfahre ich wie die Einstellungen eines Filmes. Man könnte über Subjektivität und Objektivität zu diskutieren beginnen.
Im Film fehlt eine Einstellung des Buches:
Ihre Hand oben auf dem Geschlecht, zwischen der Lippenspalte, da streichelt sie. Sie betrachten die Lippenspalte und deren Umgebung, den ganzen Körper. Sie sehen nichts.
Sie wollen alles von einer Frau sehen, soviel wie nur möglich. Sie bemerken nicht, daß Sie dazu außerstande sind.
Sie betrachten die verschlossene Gestalt.
Sie sehen zuerst die leichten Schauder sich auf der Haut abzeichnen, vergleichbar jenen des Leidens, und dann die Lider zittern, so, als versuchten die Augen zu blicken, und dann den Mund sich öffnen, so, als wollte der Mund sprechen.
Im Film sieht man kurz das Bild eines Frauenmundes, aus dem Wasser quillt, man kann dieses Bild deuten. Ich habe es als schlüpfrig empfunden.
Die Frau bleibt fremd. Der Mann ist der Angesprochene, der Lesende, der Kranke. Der Unbekannte wird durch die Anrede eines unbekannten Menschen vorstellbar. Der Mann sieht jeden Körperteil der Frau. Die Frau sieht seine Krankheit. Die den Mann und Leser ansprechende Stimme bleibt fremd.
Auf der Leinwand das Meer. Im Vordergrund Handke mit schwarzem Hut. Er spricht zu den Zuschauern. Er hat während des ganzen Filmes gesprochen. Er sagt, was Liebe sei. Diese im Buch nicht vorhandene Rede beendet den Film.
Von der ganzen Begebenheit bleiben Ihnen nur gewisse Wörter, von ihr im Schlaf gesagt, jene Wörter, die benennen, wovon sie befallen sind: Die Krankheit des Todes.
La Maladie de la Mort von Marguerite Duras gibt es jetzt in deutscher Übersetzung: Die Krankheit Tod. Übersetzer: Peter Handke. Zweisprachige Ausgabe im Fischer Taschenbuch Verlag, Nr. 7092.
Der Fernsehfilm, dem dieser Text zugrunde liegt, wird 1986 in folgender Besetzung ausgestrahlt werden – Die junge Frau: Marie Colbin. Der Vortragende: Peter Handke. Kamera: Xaver Schwarzenberger. Deutscher Text, Drehbuch und Regie: Peter Handke.

Andrea Kummer

MAGASINS REUNIS

plötzlich tüchtig wichtig richtig TOT

als madalena begreift, daß sie endgültig verlassen ist, beschließt sie den gegenschlag, rafft den rock, effimisiert sich mit der puderquaste, streicht die augen schwarz, funkelt „so".
formt einen klumpen ton, appliziert haar, mischt handelsunübliche ingredienzien und memoriert die sprüche, die in solchen fällen vonnöten sind, braut einen starken kaffee... telefoniert ausufernd mit befriedendem exit, notiert logistisches auf ordentliche karteikarten.
wie üblich, o karma des alltäglichen, reicht zwei tage später die sekretärin karl die vorsortierte und geöffnete post, wie üblich flucht er stumm über ihre impertinente neugier, hält unüblicherweise jedoch einen dillettantisch gefälschten cheque in der hand, eine beachtliche summe „für erbrachte dienstleistung", freilich in einer schwer konvertierbaren währung, und begeht folgerichtig den ersten fehler.
hintersinn, explorationswille und ein gerüttelt maß blödheit bei der bediensteten nicht zu unrecht antizipierend, müht karl sich auffällig anbiedernd, den plumpen scherz mit dem scheck zu klären, nimmt gegen seine gewohnheit sogar den kaffee mit ihr, lacht auf, „hintertreppenwitz, so so ein lächerlicher artefakt, wer soll denn darauf reinfallen" und muß in ihre vollständig humorlosen züge blicken. selten wurde unglauben so karg und bestimmt ausgedrückt. karl zerreißt launig den scheck, wirft die einzelteile etwas zu demonstrativ aus dem fenster, strebt äußerlich forsch seinem zimmer zu, nicht ohne artig für den kaffee zu danken.
kurz darauf ist die sekretärin, die sich unter dem vorwand des mangels an kaffeesahne aus dem büro entfernte, bei der suche nach kleinen papierschnitzeln im rinnstein zu beobachten. erfolgreich offensichtlich, denn mit stummer befriedigung klebt sie zettelfetzen auf ein papier, notiert datum , bestechung mit fragezeichen, dranbleiben und abstauben. schließt bedächtig ihre schublade zweifach ab.
madalena fixiert derweil die erste eindringende nadel in karls zugegebenermaßen etwas zu feist gerates abbild, die mit einem saugenden flopp zwischen seinen rippen verschwindet.
karl zeichnet sich an diesem abend durch einen deplaciert jugendlichen appetit aus, wird nachts jedoch von heftigem rippenstechen heimgesucht, „das schwein war zu fett", seufzt er im schlaf, morgen früh wird er seinem tagebuch „sodbrennen" anvertrauen.
labiles selbstopfer eines schwierigen naturells, vermeint er am folgenden tag eine winzige differenz in der ordnung der dinge auf seinem arbeitstisch konstatieren zu müssen. „holzwege" versucht er die aufsteigenden verdachtsmomente kleinzuhalten, angesichts eines hauchs von wärme, den die computerbögen mit den tausenden von chiffren ausstrahlen, obwohl die sonne noch nicht aufs fenster steht.
die sekretärin ist schon da und zitiert ihn telefonisch zum rapport beim chef. karl stopft weidlich konsterniert seine unterlagen zusammen und begibt sich in das zimmer des alten. der, ganz gnadenloser grandseigneur, eröffnet preußisch knapp die unterredung. „auswertung zu schleppend, brauchen vorzeigbare ergebnisse, müssen aktuell bleiben, der feind schläft nicht, haha, die kategoralen bestimmungen sind nach neusten erkenntnissen nicht mehr tauglich. lassen sie sich statt „schäferhund", „hirsch" und neue „heimat" was anders einfallen... brauchen prägnante und unauffällige codierungen, aber ein bißchen tempo, wenn ich bitten darf. zeit ist geld –"
geld macht sinnlich, sinniert karl an seinen schreibtisch zurückflüchtend und registriert aus dem augenwinkel grad noch, wie die bedienstete die mithöranlage verschämt in ihren unschuldigen urzustand zurückmanövriert.
„jetzt", spricht madalena, „ist's zeit für ein hirnnädelchen", steckt's, strichelt die linien enger und placiert mit geradezu hausfraulicher gebärde die figur vor die karte mit dem postkartenschäferhund. wauxwoodoo.
karl ringt mit sterilen gedanken, keine erklärung will schlüssig in ihm keimen, läßt die parade der anwürfe und neuen aufräge defilieren, sucht einen ausweg. „ist kein fehler in den berechnungen, aber irgendwas läuft schief, ich verliere die kontrolle, die variablen sind in ordnung", und doch scheint ihm für den moment eine verborgen, die in ihm noch zu konstantem verdacht anschwellen wird.
diese nacht verläuft wenig erquicklich. diesmal trotz, oder gerade wegen des beinah diätisch zu nennenden abendmahls.
karl träumt von drallen thüringerinnen, von sächselnden sächsinnen, von dresdener trottoirheroinen, die ganze zone durch; von strapaziösem sex,

den männer in regenmänteln ihm unter zuhilfenahme gesamtdeutscher schäferhunde aufnötigen, die in seinen privatimen aufzeichnungen herumschnüffeln und es sich nicht nehmen lassen, auch noch die schonbezüge seines automobils zu verunreinigen. gekrönt wird dieser chauchemar von häuserkaufenden hirschen und überhasteten geldtransaktionen – von heimat zu heimat –.
der nächste morgen beginnt mit der entladung der traumsequenzen ins diary: „bombenstarke erektion heute, wieder kindheitsverfolgungen, muß mutter beichten."
insgesamt wird dieser tag wenig neigung zeigen, harmonisch zu verlaufen. wie immer donnerstags transiert karl behufs der eisenbahn in sein zweitdomizil, wie gehabt, vergebliche liebesmüh um ein ruhiges abteil für sich allein. „immer dieses bedrängende teilenmüssen", reflektiert er beim urinieren, „nichts ist eigen", nach dem pinkeln lapidar erleichtert, widersetzt sich ihm die tür, die er in seinem desolaten zustand als unverschlossene nicht zu begreifen vermag.
inkommodiert ins abteil endlich zurückkehrend, wird ihm schon sein aktenkoffer fremd, der vermeintlich eigenmächtig geworden, nicht mehr an seinem alten platz liegt. karl rotiert am nummernschlößchen. zahlen sind ihm vertraut, doch diese lassen sich nicht zwingen, „wie überhaupt im leben nicht alles zum guten ausschlägt", murmelt er mit unfreier stimme, während ihm schweiß die achseln näßt und panik kein bloßes wort mehr für ihn ist.
„hörn se mal", sagt ein mann im abteil, „könnten ses' freundlicherweise mit ihrer tasche versuchen, statt meine zu ramponieren, ja!" karl wird von einem lachkrampf geschüttelt, der auf normalmenschen wie eine schwer definierbare krankheit wirken muß.
„izvijnite požalujsta", falsettiert er, „entschuldigung" und schraubt sich auf das ihm höchstmögliche niveau der selbstbeherrschung: „ich werde nicht verfolgt" gestatten, verbeugt sich servil, „Hammer, mein name".
„sie ham wohl einen an der sichel", sagt der mitreisende kalt.
karl öffnet erniedrigt seine tasche, mühelos, die thermoskanne ist ausgelaufen, papier und bücher braun verfärbt, der schützende elastestreifen vom salzfäßchen klebt an „schkopau", welches der titel seines letzten wichtigen werkes ist. ein kristalliner klumpen klebt auf der spalte 'hirsch, raum 1–3'.
madalena, wissenschaftlich ausgebildete frau, der aufklärung zugeneigt wie der metaphyse, streut salz auf den rotweinfleck ihres irisierenden hosenanzugs, verzichtet auf das probate mittelchen einer weiteren nadel und benutzt stattdessen das telefon.
karl, das personifizierte malheur, vom fruchtlosen verschleiß seiner hygienetücher zwecks beseitigung der verunreinigungen verschiedenster provinienz (die hier detailliert aufzuführen der gute geschmack abrät) epochal beeinträchtigt, müht sich, das reinigende heim so würdevoll wie möglich zu erreichen. zwingt sich ein mutmachendes „muß i denn, muß i denn" zwischen die lippen, spürt blicke in seinen rücken sich bohren, die nicht madalenens sind, wagt eine filmreif unauffällige drehung des kopfes: ein mann mit schäferhund...
springt ins u-bahnabteil, atmet auf: „entkommen."
‚wat", sagt ein typ und sorgt für ein gewisses plus
„wat", sagt ein typ und sorgt für ein gewisses plus an heiterkeit, „richard kimbleverschnitt, ne, hier nich, nich mit uns, mann", und stößt karl aus dem sacht anfahrenden zug.
so muß er, nicht nur bekleckert, sondern auch noch geschubst, auf den nächsten warten.
endlich, wenn auch seiner wesentlichkeit verlustig, erreicht karl die steuerlich leider nur begrenzt absetzbare zweitwohnung. aus dem briefkasten flattert ihm eine werbebroschüre für obszön glückliches wohnen der neuen heimat entgegen.
schon in der wohnungstür eröffnet ihm heinz-reiner, dessen, um es traditional auszudrücken, aftermieter er ist, daß es ihm gelungen sei, zu äußerst günstigen konditionen größere mengen tiefgefrorenen hirschgoulaschs zu bunkern.
selbst karl läßt sich fallen, diesmal in die wohltemperierte badewanne, schließt die leichtverklebten augen. „zufälle", murmelt er, „nichts als zufälle", ermannt sich, atmet tief ein und aus, oben wie unten.
madalena plaudert derweil in harmonischer wohlerzogenheit mit ihrer freundin. „psychologie", wirft sie leicht in den raum, „ist, sich nichts gefallen zu lassen", und gemeinsam reinkarnieren die beiden dämchen ihre unerfülltheit mit geschichten vom hausmeister k., der sich nette zubrote verdient mit dem abfilmen der prominenz an nicht koscheren orten und bei unkeuschen dingen, echt geil, und's so schon zu einem sauberen häuschen gebracht hat. ja, geld ist sinnlich, seufzt madalena und vergißt nicht anzufügen, daß dieser clevere herr die grassierende paranoia agnostizierend, es auch hier zu einer villa zu vorkriegspreisen gebracht habe, in guter erpresserart.
„der schlimmste mann im ganzen land", läßt sich die freundin von einer nostalgischen menschlichkeitswelle hinreißen, „ist und bleibt der denunziant". „quatsch", faucht madalena, „man muß die kontexte beachten."
karl, frisch gebadet, gibt sich ruinösen fehldeutungen über sein talmischicksal hin. „morgen werde ich nochmals alle daten durchrechnen. ich werde den springenden punkt finden und dann hat der

spuk ein ende." verdrängungsbegnadet verbringt er eine in höchstem grade nichtssagende nacht und eilt folglich am nächsten tag fast unbeschwert in den rechnerraum seiner zweitdienststelle. Setzt sich an den vertrauten rechner, gibt nochmals die daten ein, überprüft häufigkeiten, decodiert eine reihe von synonymen, korreliert erstmalig scheinbar abstrus „treue" mit „unternehmungslust" und „neue heimat"; blitzartig werden 66 annoncen ausgedruckt, die alle...
wider die gewohnheit, wenn auch nicht wider madalenas erwartung, fällt in diesem moment der strom aus. entsprechend der avisierten mißerfolgskonjunktur betritt in diesem moment hausmeister k. den großraum, späht knapp auf den ausdruck wie auf den verglimmenden bildschirm und schnarrt: „wird wohl nichts werden - heute".
verschwindet in der telefonzentrale: „00 785, parole hochzeit, überprüfung" und legt auf.
madalena bindet ihrem püppchen liebevoll aber fest eine rosenrote schleife um den hals.
karl leidet. verkraftet nur schwer den abbruch kurz vorm erkenntnisdurchbruch, fällt durch schächte der angst, u-bahn, s-bahn, eisenbahn. in getrübter atmosphäre sich beeinträchtigt wissend, greift er in seinem arbeitszimmer erstmalig wieder nach langer zeit in den klemmenden aktenschrank, links unten, sicher wie im tresor und in einem plastikbehältnis mit kinderschraubsicherung wohl kaschiert: die whiskyreserve. Karl schluckt.
ich bin unschuldig betroffen, echauffiert er sich, bin laufbursche für fremde zwecke, ha, fremdbestimmte arbeit, hier geht es um etwas ganz anderes. man hat mich mißbraucht, während ich glaubte, etwas eigenes zu forschen, war ich nur mittel zum zweck. meine idee, durch die heiratsannoncen das persönlichkeitsbild junger heirats- und fortpflanzungswilliger genossen herauszufiltern, alles nur ein wohl präparierter vorwand, um ganz andere dinge auszuspähen. ich denke immer wissenschaft, und es geht um ganz banale nachrichtenübermittlung, decodierung, sequenzierung, verdammt, der alte ist fein raus, und ich habe den hals in der schlinge.
madalena, madalena, speichelt er endlich zornig: nie wieder kaffee in meinen koffer.
nach dieser galavorstellung im unterliegen, dieser dedektivischen renommierleistung, bei der ihm auch die funktion des schecks nicht länger verborgen bleibt, wie auch die ausgewogene kalkulation mit der menschlichen dummheit, beschließt er den rückzug ins häusliche ambiente.
madalena schmückt die kulisse ihrer angeschlagenen figur, fügt mit brutaler endgültigkeit mangels hirsch einen dieser kostenlosen elchstiker dem altar bei. „eine variable mehr, spottet sie." karl prosektiert seinen heimgang mittels eines kleinen taschenspiegels sonst dienstbar bei der tanzstundengerechten beseitigung der nicht gerade appetitlichen nasenausscheidungen. funktioniert dieses gerät hochkarätig zum verfolgererfassungsspekuluum um: mit unauffällig verpacktem arbeitsmaterial schleicht er auf den flur. die luft ist rein. er sprintet durch die straßen, nutzt sein schließfach am bahnhof, entlastet sich, erreicht, wie es scheint, ohne die übliche überwachung die haustür. ein ledermanteltyp, geradezu peinlich klischeegerecht mit schäferhund und schnauzbart hinter der zeitung, frequentiert die gegenüberliegende straßenseite.
fast bedächtig steigt karl, in dem schwere entschlüsse reifen, die ihm liebgewordenen schwellen hoch. „wie schön", denkt er, „es ist jemand zuhause", als er aus dem inneren der wohnung musik vernimmt. er pfeift leise mit. „heinz-reiner wird sich freuen, daß ich eher zurück bin." leider ist die wohnung offen, aber leer. karl, nun geradezu vertrottelt vor angst, erfaßt mit wehem blick die schwer dingfest, aber vorhandene differenz in der relation der dinge, kann im zustand extemporärer verstörung die lilie auf seinem schreibtisch nicht hinreichend als signifikant goutieren und wankt final verunsichert in die mit sisalsets geschmückte küche. die sind an ihrem ort wie seit 9 jahren, unverrückbar. „selten", läßt madalena sich vernehmen, „fällt so dezente irritation auf derart fruchtbar paranoiden boden."
karl greift sein tagebuch, entriegelt es mühelos, wenn ansonsten auch an der nullität seines intellekts angelangt, und enthüllt selbigem durch das medium des füllers die obsiegende schuld seiner mutter. ihretwegen, schreibt er in einer nicht nur für graphologen aufschlußreich zittrigen schrift, ihretwegen hat er versucht, geld zu verdienen wie ein mann, ihretwegen hat die wohnung keine ofenheizung mehr, ihretwegen ist er genötigt, häufchen zu machen, ihretwegen muß er zettel zerreißen, ihretwegen muß er sich pyroman betätigen, ihretwegen schlägt er sich an die von ihr vererbte, ach so hohe stirn, endlich wird ihm traut und warm.
„guck mal", sagt die freundin, „die figur färbt sich ja ganz schwarz, sie raucht sogar, sieh bloß",
„ja, so ist der kalte krieg", orakelt madalena, „er brennt sogar." die nachricht am nächsten tag unter „lokales" ist knapp:
„mysteriöser wohnungsbrand. schäferhund rettet kind aus den flammen. die mieter werden in wohnungen der neuen heimat umgesetzt. opfer zweifelhaft." madalena, fern einer moralischen wie auch pragmatischen pflicht des carepaketversandes, lädt für den nächsten tag die freundin, nicht plötzlich, aber tüchtig zum festschmaus ein. „jaja, richtig, 20 uhr, ja, wichtig, zum toten hirschen."

hedwig kurz

schicksal's nixe
oder
epitaph für ein „i"

manchmal faßt mich wildes sehnen
wenn zur ruh die glocki läuten
nach dem titelbild des „spiegli"
nach dem chronik-teil der „kroni"
nach annonci von masseusen
„wolkenbruch von schicksalsschläg i"
wenn zur ruh die glocki läuten
näher rück das firmamenti
dunkelblaues durchgebeultes knie
von nixi's trainingshosi
und die sprache hängt in fetzi
ganz zu schweigen vom gesprächi
wenn zur ruh die glocki läuten
bimmeln seitwärts unsere schädi
und kein größrer schreck fuhr je mi
in die gliedi, als mein innres stimmi
zirpte: „ich i"! doch vergebli
ohne Gitti, ohne Gabi, ohne Gotti, ohne Göttli
und kein name hat mich so ins herzi getroffen
wie.....hmmmmmmmm?

Heidi Pataki

gut & schön

komm, Theresa, gib comtesse Irene
deine schöne hand, laß deine lipplein schwellen
& artig strömen der muntern rede fluß
weil sonst ich dir ein bein ausreißen muß
von fern fällt knarrend eine tür ins schloß
im schloß. wir beide steigen jetzt die wendeltreppe
hoch
wo's wasser tropft, bis unters dach
& sehn den siebenschläfern zu beim rammeln
komm, Theresa, gib mir deine schöne hand
wer weiß, was uns noch blüht. ein äuglein fehlt dir
schon
das warn gewiß die fledermäus, die fallen ein ins
schloß
vor tau & tag, das zeigt auf einen strengen frost
Theres, mein lieb, spürst du den steinklee duften?
zum greifen nah (wenn du bloß noch dein händchen
hättst)
liegt uns das dorf zu füßen (aber auch die sind weg)
es knistert im gebälk, und meine glut, die schwelende
sie steigt und steigt, wird reißender, zur flut!
hoho! hoho! ein schwankend schiff, so rüttelt es am
haus!
Theresa, ach, du warst in einem frühern leben
meine schwester oder meine maus

Heidi Pataki

gott & tot

nummer vier: finzenberger gerät in die literatur

ja, jetzt ist es so weit. staunenswerterweise ist wieder einmal alles ganz anders und auch gekommen, als poldi es sich gedacht hat. auf eine kindstaufe hätte poldi sollen! ist aber krank geworden. lieber krank als auf fremden kindstaufen.
poldi liegt in seinem betterl. die quecksilbersäule steigt. frei schreiben, hat er gesagt. ohne schielen schreiben, hat sie gesagt, du weißt, hier unterscheiden wir objekt und metafer nicht mehr. hier, das ist das hinterzimmer vom wirtshaus am grünen anger, wo auf roten wänden weiße rosen blühen. poldi im betterl sieht alles ganz genau. denk dir nix, sagt die weise frau, das fieber geht vorbei. poldi hustet. morgen komm ich wieder und bring dir einen guten tee mit. poldi krächzt dankesworte. hast du aber kalte hände, sagt die weise frau, na, bis morgen. poldi sinkt in die polster. der text geht weiter. stechapfel, nimm einen stechapfel, hat sie gesagt, aber nicht einen samen zuviel, oder nimm ein anderes nachtschattengewächs, hat sie gesagt, halt mich zurück, wenn ich über mein balkongitter springen will. poldi dreht sich auf die andere seite. lieber will es klavier üben als noch einmal im wirtshaus im grünen anger sitzen, wo solche sachen gesagt werden. aber es ist zu spät. das klavier will nicht geübt werden. poldi hat in einen paragrafen gebissen, die krone ist zerbrochen, zum zahnarzt hat es müssen. noch ein aspirin. mami! poldis mama ist mit poldis papa verreist und kann dem noch immer nicht entwachsenen kind nicht zur hilfe eilen. ist die schwarze köchin da nein nein nein zweimal muß sie ummarschiern das dritte mal den kopf verliern du bist schön und du bist schön und DU die allerschönste

***

des lettres pneumatiques.
nachwort zur vorliegenden ausgabe

wir können und wollen uns jetzt nicht bei den näheren umständen von poldi finzenbergers tod aufhalten. es ist anzunehmen, daß verschiedentliche kränkungen finzenbergers krankheit zum tode hinreichend erklären. finzenbergers dasein als metamorph hatte sich eben in der metamorphose erschöpft. möglicherweise frühzeitig erschöpft! denn: finzenberger war ein besonders intensives metamorph! allein der ernst, mit dem es seine diversen geschlechtsverwandlungen gelebt hat, kreisläufe durchquert, die einen geschlechtslosen (es), dann einen männlichen (der poldi), einen weiblichen (die

poldi) **und** einen zwiegeschlechtlichen (es) status kannten! nur wenige ihresseinesgleichen werden wir gefunden haben.
finzenberger war seiner zeit weit voraus (wir bleiben beim es). diese dankte es ihm mit angeboten unbezahlter arbeit, dem zwang, geistschreiberisch die ergebnisse der harten verwandlungsarbeit von inhalt in form unter anderen namen wiederfinden zu müssen, und dem verschweigen seiner bemühungen, unermüdlich privates und politisches in schwierigsten prozessen zu amalgamieren. sprechen wir sozusagen zeithistorisch, dürfen wir uns doch nicht den gedanken versagen, daß die pflege, der finzenberger in seiner letzten lebenszeit sich anvertraut hatte, vielleicht doch nicht immer kundig war. seiner krankheit zum tode wäre eine solide behandlung mit sulfonamiden vielleicht angemessener gewesen als eine therapie mit unbekannten kräutern, schnaps und aspirin. dies muß aber vermutung bleiben.
die vorliegende ausgabe ist elliptisch. es handelt sich um eine neuauflage der edition, die dora penzenberger als testamentarisch eingesetzte erbin des finzenbergernachlasses vorgenommen hat. die bedeutende morphologin hat in äußerst umfangreichen und komplexen kommentaren der werkausgabe die ihr eigene dimension erst gegeben. verwiesen sei somit auf die gesamtausgabe der gesammelten schriften dora penzenbergers.
in ergreifender weise hat die bedeutende morphologin mehrfach beschrieben, wie sie nach finzenbergers tod und dem bekanntwerden der testamentarischen wünsche des metamorphs dessen in schrecklicher unordnung gehaltene sozialbauwohnung (wohnungsgenossenschaft familie) im vierten wiener gemeindebezirk durchsah. ihr morphologisch geschulter blick sagte ihr, daß das arme metamorph an eine geheime ordnung geglaubt haben mußte. aus dieser nie ersichtlich gewordenen ordnung aber hatte laut der wunsch zu ihr gesprochen: gib mich heraus! was sie getan hat.
dora penzenberger hat die grundsätze, denen ihre elliptische edition gefolgt ist, penibel erläutert und begründet. penzenberger, die am prinzip des privaten festhielt, kam allerdings mit einigen der aufgefundenen fragmente nicht zurande. dies betrifft vor allem die bis heute nicht edierten tagebücher des metamorphs.
heutige herausgeber würden finzenbergers bemühungen, ästhetik & ethik konsequent zu verschmelzen, in diamantener reinheit & härte denken & leben in 1 & 2 zu setzen, möglicherweise anders beurteilen. wir halten hier. die zeiten mögen sich geändert haben. wir schreiben einige jahre nach der wende – wird es die wende zu einem neuen jahrtausend gewesen sein? wir können es nicht wissen. wir edieren die penzenberger – archive, (und keineswegs als allwissende erzählersubjektfiktion), daß wir, mikronarrative und/oder biografistische strukturen hin oder her, die rechte an den in diesen archiven versammelten texten wahren wollen und werden.

otto oberbauer, ottilie oberst-oberbauer, josef herbst, josefine herbst, alex hasenörl, alex tichy-hasenörl, marie nirtzky-cuvée, carl-maria nitzky-cuvée, daniela sommer, daniel sommer-sommer, fritz wolf, friderike beer, franz fuchsthaller, erika winter, erich winter, berislav steinmayr, sofie zur-ivančić

für den wissenschaftlichen beirat
der prenzenberger-foundation
(roitham – tokyo – new york)

anhang

der facettierte blick eines insekts.[1] von gundula traunstein

ich hatte während meines aufenthalts in roitham wiederholt gelegenheit, mit der enkelin von dora penzenberger zu sprechen. mehrmals machte ich mit der reizenden alten dame[2] ausgedehnte spaziergänge[3] bis zur seepromenade nach gmunden hinüber. ich habe die tonbandaufzeichnungen unserer sitzungen im gmundner rathauscafé[4], deren verlauf bisweilen vom üppigen quetschgenuß der alten dame bestimmt (wenn nicht beherrscht!) war, wunsch- und pflichtgemäß der penzenberger-foundation[5] zur verfügung gestellt.
dora penzenberger iii, selbst eine bedeutende morphologin und konsequente junggesellin, interessierte sich am meisten für die ausgedehnte postkartenkorrespondenz, die ihre großmutter und poldi finzenberger zeit ihrer leben unterhalten hatten. ich darf durchaus zusammenfassend feststellen, daß vor allem in den vom quetschgenuß bestimmten (wenn nicht dominierten!) gesprächspassagen weite teile den mutmaßungen darüber gewidmet sind, ob die bedeutende morphologin und das große metamorph nun direkten sexuellen kontakt hatten oder nicht. dies ist im hinblick auf die interpretation der konzeptionen von psychosexualität (genannt liebe) und privatheit bei dora penzenberger i natürlich von eminenter bedeutung. ich hatte gelegenheit, den gesamten finzenberger-nachlaß zu sichten. hier harren der morphologinnen und morphologen meiner und der nächsten generation seltene aufgaben.
die kürze des vorliegenden berichts ergibt sich zum großteil daraus, daß umfangreichere auswertungen des tonbandmaterials (gespräche mit dora penzenberger iii) aufgrund der satzungen der penzenberger-foundation entfallen müssen.

dennoch möchte ich folgende arbeitshypothese an den schluß dieses meines berichts stellen: die prinzipien der elliptischen edition von dora penzenberger i waren gerechtfertigt. um diese these zu illustrieren, werden einige fragmente des finzenbergernachlasses in der folge wiedergegeben.

fragment 1 (A)

gott & tot: fünf finzenberger redivivus
wenn poldi geschwiegen hätte
wenn poldi die goschn hätte halten können, hätte es durchaus in die filosofie geraten können. aber nix is es gewesn! das vorlaute metamorph hat sich unvorsichtig, unbehütet und ungeschützt in ein seminar begeben und dort den mund aufgemacht. natürlich ist die nächst menstruation ausgeblieben! da hat poldi aber geschaut. das hätte es einem solchen seminar nicht zugetraut. schließlich hatte es vorher auch schon seminare besucht!
finzenberger gerät in panik und kann nichts mehr arbeiten. brauchst du auch nicht, beruhigt man es, brauchst du doch jetzt nicht. die dreimonatsfrist verstreicht ungenützt. poldi beschließt, in kalau zu entbinden. es genießt (das kommt von genese) von fünflingen. erstaunlicherweise sind zwei der fünflinge männlich und drei weiblich: ein wunder! und das wort ist fleisch usw. gott, wie frau sieht, ist nur schein-tot gewesen! als finzenberger versucht, die fünflinge zu säugen, sterben diese.
finzenberger lehnte sich zurück. es betrachtete traurig und enttäuscht die geringe menge ohrenschmalzes, die es mit seinem elfenbeinenen grattoir gefördert hatte. es war halb vier uhr.

fragment 2

poldi erkennt das ganze ausmaß seines verfehlten seins. poldi ist extra an den wannsee gefahren und braucht dazu ein bis drei strandkörbe. poldi buhlt mit jedem wort um die zuneigung aller hinterbliebenen poldi kriegt einen krampf in der wade poldi hört spencer davis (so glad we made it) poldi vergißt ihr adreßbuch (i want you) poldi ist zu nix mehr zu gebrauchen (gimme soma lovin) poldi bohrt nase (every day)

fragment 3

POOOLDI poldi i love you take care. poldi & (unleserlich (B)) fahren nach fenedig und ficken, bis sie umfallen, ne bis in idem, bis sie umfallen
geschlechtsmaterialismus an einer frau ist kein HÜBSCHER zug it is not becoming. weder an einer frau noch an einem mann ist geschlechtsmaterialismus ein schöner zug du mußt es einräumen

fragment 4 (C)

poldi die killermonade
während dora den steuerknüppel hält

fragment 5 (D)

poldi wird verrückt. poldi ißt fliegen. poldi greift zu. poldi deliriert. poldi haut sich ein blaues auge. poldi frißt fliegenpilze. poldi raucht stechapfel. poldi fliegt vom balkon. poldi frißt eine morphologin. poldi speibt. poldi beschimpft sich selbst. poldi rastet aus. poldi segelt nach californien. poldi ißt ananas. poldi verliebt sich. poldi hat einen termin. poldi fotografiert. poldi macht schulden. poldi fälscht ein ereignis. poldi verrät die allerbesten freunde. poldi kommt ins gefängnis. poldi tötet einen drachen. poldi lernt fliegen. poldi schwimmt. poldi schluckt schwerter. poldi wird erste schleppträgerin. poldi wird verbannt. poldi im dreißigjährigen Krieg. poldi schreibt an den wienerwald. poldi kriegt sumpffieber. poldi scheißt in ein musikinstrument. poldi treibt es zu bunt. poldi trägt wieder schwarz. poldi brennt sich ein loch in den anzug. poldi ist gscheit, aber teppert.

anmerkungen

1 stipendiatenbericht gemäß artikel 23 der satzung der penzenberger-foundation (roitham – tokyo – new york)
2 eigentlich war sie eine ziemliche bißgurn
3 eine rüstige neunzigerin
4 vulgo: brandl
5 vergleiche artikel 15 der satzung der penzenberger-foundation (roitham – tokyo – new york)
A die hier präsentierten fragmente sind alle dem karton nummer siebzehn des finzenberger-nachlasses entnommen. zum ersten fragment ist inhaltlich auf die arbeitshypothese des berichtes zu verweisen.
B wie anm 5
C siehe die tonbandaufzeichnungen (gespräche mit dora penzenberger iii), den bericht (zweiter absatz) und anm 5
D es dürfte sich bei dieser handgeschriebenen butterbrotpapierseite um einen arbeitsplan zur fortsetzung begonnenen werkelns handeln. siehe auch arbeitshypothese.

mein dank gilt der penzenberger-foundation, frau doktor penzenberger iii und den anregungen, die meine teilweise sehr entmutigende arbeit durch frau sabine scholl (wien – berlin – wien – paris – wien) erfahren hat.

Neda Bei

FRAUEN TAUSCHEN FRAUEN NICHT
Thesen zur weiblichen Kunstproduktion

(Produktion)
Immer, wenn Frauen Kunst, dieses Geistprodukt, hervorbringen, müssen zugleich dessen Käuflichkeit und Gebrauchbarkeit, das Prostitutionswesen darin, außer Kraft gesetzt und nicht etwa nur oppositionelle Gehalte transportiert werden

(Zirkulation)
Also darf es keinen Tausch und auch keine einschlägigen Anregungen (Reklame) geben. An deren Stelle tritt eine ganze Skala mit den Extremen von Pseudoprostitution einerseits und restloser Prostitutionsverweigerung andererseits, so daß sich der Warencharakter durch Einbehaltung, Nicht-Ablösung, Nicht-Preisgabe dementiert. Und alle Reklame hebt sich insofern selber auf, als sich die Nicht-Warenhaftigkeit durch ihre Anpreisung inflationiert. – Selbst das reinste Frauen-Museum vermag dieses Prostitutionswesen nicht aufzuheben, vielmehr in sich nur zu steigern, indem Frauen nunmehr den männlichen Frauentausch kopieren.

(Konsumtion)
Erst der Gebrauchsbereich entscheidet endgültig darüber, ob die in der Produktion schon essentiell grundgelegte Nicht-Tauschbarkeit stichhält und sich der Kreis der Verweigerungen – Einbehaltung, Nicht-Ablösung, Nicht-Preisgabe – schließt.
Frauen tauschen Frauen *nicht.*

Melanie Heinz

INDISKUTABLE SCHMUTZTHESEN

I

Schmutz ist exklusiv eine menschliche Fundamentalinvention, die letztlich mit dem Phantasma des Selbstbewußtseins sowie der Dinge zusammenfällt. Daß alle Humania, wie es scheint, wie zufällig und vorübergehend auch verschmutzen können, täuscht über dieses Schmutz-apriori, die Identität von Menschlichkeit und Schmutz nur hinweg und nötigt zu der immerwährenden Verkennensarbeit hygienischer Perfektionierung, so als vermöchte man durch die Beseitigung des Verschmutzungsverrats des kaschierten unaufhebbaren Binnenschmutzes von Mensch/Ding diesen letzteren zu beseitigen. Freilich muß sich dieses quid pro quo rächen: je hygienischer nämlich die Welt wird, um so mehr starrt sie vor Dreck; und es mag den Anschein haben, daß die Überfülle der Warenproduktion diese martialische Dialektik hinwiederum auslöschen sollte.

II

Dieser Fundamentalschmutz, die Exkrementalität der Dinge, verdankt sich der Leidenschaft phantasmatischer Sterblichkeitsinversion; Ursadismus (Todestrieb), aktivisch sogleich in den ursprünglichen Sadismus, Ding-schaffende Gewaltanwendung, umgekehrt; alles Menschtun nichts anderes als Leichentransfigurationsgeschäftigkeit. Die vorherrschende Leichenableitung, der universelle Opferstoff aber ist Weiblichkeit, Maternalität. Zur Sicherung ihrer Ressourcenfunktion untersteht sie einer unmäßigen Generalisierung: überbordet sowohl den Menschgattungsrahmen in Natur hinein und inflationiert sich auch in diesem bis hin zur arbiträren humanistischen Schlachtviehkürung: ganze Völker, zum Beispiel, Opfermaterie für den Fortschritt des Geistes. Eines Geistes indessen, der nichts anderes ist als (göttliche) Weibsleiche, mit dem einzigen Kohärenzfaktor kastrierter (Himmels-)Mannheit durchsetzt, und der rein als solcher die (Erden-Tochter) Frau zum kooperativen Dinganschluß, fornicon for ever, gewaltlogisch effektiv zu verführen weiß. Dreckshochzeit.

III

Überboten wird diese Ding- (und Selbst-)Phantasmatik allererst gebührend in ihrer eigensten Kulmination, dem Geld, diesem Materialitäts-Pneuma, All-Repräsentanten. In ihm nämlich bezieht sich die Mannheitskohärenz des Weibsleichenstoffs rein nur noch auf sich selbst; diesen gibt es also nur noch als Eigensprengung, rein homogen, in die darin absolut gewordene Zusammenhaltlichkeit hinein; was aber nicht ausschließen muß, daß diese Stoffseite scheinstofflich als die Erinnerung ihrer selbst (wie etwa in der Münze, im Geldschein) noch aufkommen darf. Dies aber, worüber nichts Höheres gedacht werden kann, ist als solches zugleich der Inbegriff allen Drecks, Schmutz im Absolutheitsstande. Welche Delikatesse demnach, wenn Schmutzbeseitigung eigens bezahlt wird. Und schließlich – das versteht sich – sind diese Thesen, geistig/sinnlich, dem, was sie bedeuten, mitnichten irgend transzendent.

Heide Heinz

Literatur, die uns aufgefallen ist

anagan, nummer sieben, 1985

Anschlüsse. Versuche nach Michel Foucault. Hrsg. v. Gesa Dane, Wolfgang Eßbach, Christa Karpenstein-Eßbach, Michael Makropoulos. Konkursbuchverlag, Tübingen 1985

TOYEN (1902–1980). Eigenschaften ohne Frau. Hrsg. v. Rita Bischof. neue kritik, Frankfurt/M. 1985

Jane Bowles, Einfache Freuden. Erzählungen. Hanser, München, Wien 1985

Silvia Breitwieser. Insignien. Erden. Arbeiten 1982–1985. Texte v. Walter Aue u. Ulrich Giersch. Katalog, Berlin 1985

Leonora Carrington, Ein Flanellnachthemd. Theaterstücke. Qumran, Frankfurt/M. 1985

Jana Černa, Milena Jesenska. neue kritik, Frankfurt/M. 1985

Daniil Charms, Fallen. Prosa, Szenen, Kindergeschichten, Briefe. Haffmans Zürich 1985

Hilda Doolittle, Das Ende der Qual. Eine Erinnerung an Ezra Pound. Arche, Zürich 1985

Anne Duden, Das Judasschaf. Rotbuch, Berlin 1985

Frau und Technik. Katalog. Hrsg. v. Bettina Baumgärtel, Sabina Leßmann, Uschi März, Barbara Wucherer. Bonn, Münster, Bielefeld 1985–86

eine frau ist eine frau ist eine frau... Autorinnen über Autorinnen. Zusammengestellt v. Elfriede Gerstl. promedia, edition spuren, Wien 1985

Der Himmel ist blau. Kann sein. Frauen im Widerstand. Österreich 1938–1945. Hrsg. v. Karin Berger, Elisabeth Holzinger, Lotte Podgornik, Liesbeth N. Trallori. promedia, edition spuren, Wien 1985

FRAUEN LITERATUR GESCHICHTE. Hrsg. v. Hiltrud Gnüg u. Renate Möhrmann. J. B. Metzler, Stuttgart 1985

„Oder war da manchmal noch etwas anderes?" Texte zu Marlen Haushofer. neue kritik, Frankfurt/M. 1985

Christa Karpenstein-Eßbach, Einschluß und Imagination. über den literarischen Umgang mit Gefangenen. Konkursbuchverlag, Tübingen 1985

Elfriede Jelinek, Oh Wildnis, Oh Schutz vor ihr. Prosa. Rowohlt, Reinbek 1985

Ezra Pound, Usura-Cantos XLV und LI. Texte, Entwürfe u. Fragmente. Hrsg. u. mit einem Essay von Eva Hesse „Wachstum und Wucher". Arche, Zürich 1985

Dorothy Parker, Eine starke Blondine. New Yorker Geschichten. Haffmans, Zürich 1985

Dorothy Parker, Die Geschlechter. New Yorker Geschichten. Haffmans, Zürich 1985

Frank-Manuel Peter, Valeska Gert. Tänzerin, Schauspielerin, Kabarettistin. Frölich & Kaufmann, Berlin 1985

Christa Reinig, Feuergefährlich. Gedichte und Erzählungen über Frauen und Männer. Wagenbach, Berlin 1985

Christa Reinig, Gesammelte Gedichte 1960–1979. Luchterhand, Darmstadt u. Neuwied 1985

Ginka Steinwachs, Introibo. In: Schreibheft 26, 1985

Ginka Steinwachs, Mythologie des Surrealismus, Roter Stern, Frankfurt/M. 1985

Flora Tristan, Fahrten einer Paria. 2 Bde. Ala, Zürich 1983

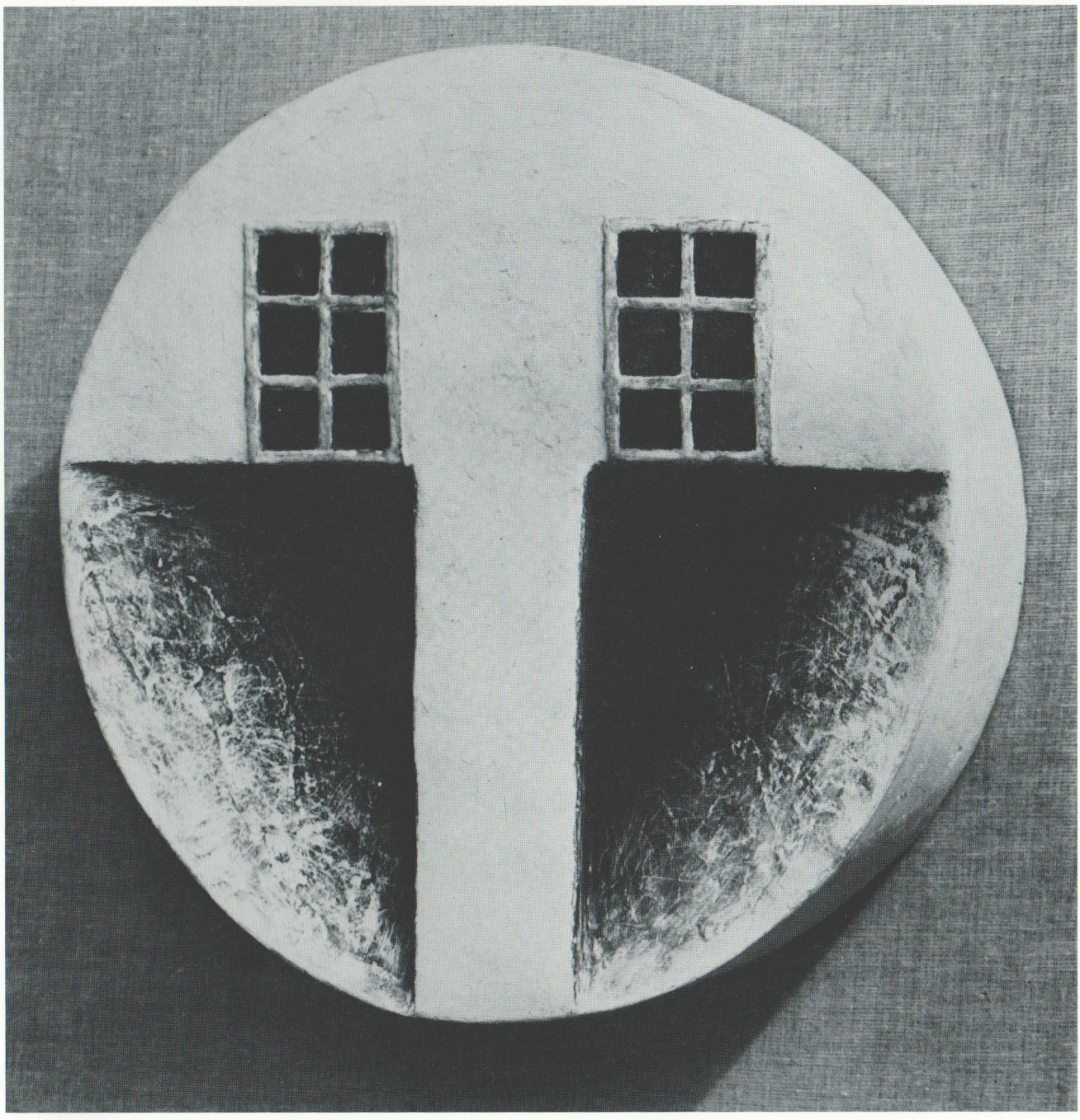
Boris Vian, Der Voyeur. 13 unanständige Geschichten. Wagenbach, Berlin 1985

Mona Winter, Mondlicht im Prisma. Illustrationen Wolfgang Schikora. Raben, München 1985

S möchte gerne die acht weltwunder, die sieben zwerge hinter den sieben bergen, die sechs alten holzweiblein, die fünf sinne, die vier elemente, die drei weisen aus dem morgenland, die beiden geschwister und die eine schöne bescherung haben.
das wäre eine schöne bescherung geworden, wenn S brüderlein und schwesterlein zu geschwistern gehabt hätte. die drei weisen aus dem morgenland hätten dreimal mit gold, weihrauch und myrrhen anreisen müssen, um die kindlein zu beschenken. wasser, erde, feuer und luft wären in aufruhr geraten und hätten sehen, hören, riechen, schmecken und tasten miteinander vermischt. sechsmal hätten die sechs alten holzweiblein mit je sechs bündeln reisig zur feuerung herbeikommen müssen, und die sieben zwerge hinter den sieben bergen hätten ohne unterlaß ihre fragen gestellt: ... wer hat aus ... wer hat mit ... wer hat auf ... wer hat in ... meinem becherlein, tellerlein, messerlein, gäbelchen, löffelchen, stühlchen, bettlein, getrunken, gegessen, gesessen und geschlafen? die acht weltwunder hätten sich wunder was dabei gedacht.

S

(Paris 1969)



DIE SCHWARZE BOTIN

Buchhandelspreis: DM 8,-

Texte

Meret Oppenheim, Wenn Sie mir das Richtige nennen (1935) 3
Libuše Moníková, Eine Exkursion 4
Neda Bei, GOTT & TOT 7
Elisabeth Lenk, Rosa Wolke 10
Annette Runte, Passion oder Segregation? 10
Biermann, Ujvary, Wiesmayr, Kummer, Bei, Jelinek, Runte, Worte zum Feminismus 19
Françoise Buisson, Le chant sirènique 25
Marie-Simone Rollin, Drei Opfer, ein Schock, vier Monster 26
Andrea Kummer, La maladie de la mort 29
Hedwig Kurz, plötzlich tüchtig wichtig richtig TOT 31
Heidi Pataki, schicksal's nixe oder epitaph für ein „i" 34
Heidi Pataki, gut & schön 34
Neda Bei, gott & tot 34
Melanie Heinz, Frauen tauschen Frauen nicht 37
Heide Heinz, INDISKUTABLE SCHMUTZTHESEN 37
Literatur, die uns aufgefallen ist 38
Ginka Steinwachs, S 39

Bildnachweis:

Titelbild: Niki de Saint Phalle, Autel, 1962; Meret Oppenheim, In einer Staubwolke (Die schöne Afrikanerin), 1965, (2); Meret Oppenheim im Café du Dôme, Paris 1932 (3); H. R. Giger, Biomechanoid, 1975 (7); René Huyghe, Les signes du temps et l'art moderne (9, 18); Hannah Höch, Mutter, 1930 (16); György Doczi, Die Kraft der Grenzen (19); Leonor Fini, Dessin; Emilio Tadini, Magasins réunis, 1973 (30); Meret Oppenheim, Haus an der Brücke, 1964 (39).

Impressum:

DIE SCHWARZE BOTIN
Verlag Marina Auder, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, Tel. 030/883 87 34. Herausgeberin: Brigitte Classen. Redaktion: Brigitte Classen, Branka Wehowski. Redaktionsanschriften: Brigitte Classen, Berliner Str. 124, 1000 Berlin 31, Tel. 030/821 86 33; Branka Wehowski, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, Tel. 030/883 87 34. Ausland: Marie-Simone Rollin, 37, rue Saint-Fargeau, F-75020 Paris; Elfriede Jelinek, Jupiterweg 40, A-1140 Wien. Layout: Marina Auder, Brigitte Classen. Satz und Druck: Jürgen Kleindienst, Blücherstr. 31 a, 1000 Berlin 61; Vertrieb für Berlin und die BRD: Regenbogen-Buchvertrieb Seelingstr. 47, 1000 Berlin 19, Tel. 030/322 50 17; Vertrieb für Österreich: Junius Vertrieb, Brunnengasse 3, A-1160 Wien, Tel.: 02 22/95 51 81; Jahresabonnement DM 28,— (DM 7,— pro Heft); Die Schwarze Botin erscheint vierteljährlich (im März, Juni, September, Dezember). Versandkosten trägt der Verlag. Aufnahme der Lieferung gilt als Zahlungsbestätigung. Bestellungen sind an den Verlag Marina Auder, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, zu richten. Sonderkonto Marina Auder, Sparkasse der Stadt Berlin West 0710 106 106; Postgiroamt Berlin West (Marina Auder), 3537 53-100.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Autorinnen und der Redaktion.